

# Reisetagebuch

## Nach Sri Lanka

### Eine Reise ins neue Jahrtausend

Samstag, 18.12.1999

Wieder einmal ist es so weit. Ein großes Ereignis haben wir hinter uns gelassen, nämlich Utes Hochzeit, ein anderes steht bevor, unsere zweite Reise nach Sri Lanka, nachdem wir 1995 das letzte Mal da waren<sup>1</sup> Nach einer kurzen Verschnaufpause in Herbern geht es los Richtung Gießen, begleitet von der Freundin meines Sohnes . Dort wollen wir übernachten in seiner Wohnung, um am nächsten Morgen frühzeitig vom F.furter Flughafen zu starten, wo um 11.00 Uhr die Maschine der Gulf Air über Rom nach Abu Dhabi abfliegen sollte.

Unterwegs auf der A 45 kam uns schon der Winterdienst entgegen, schöne Aussichten, aber ansonsten kamen wir glatt durch bis Gießen, wo wir zum ersten Mal Gelegenheit hatten, seine neue Wohnung kennen zu lernen, eine Art Mansardenwohnung mit teilweise eingeschränkter Stehhöhe. Kaum vorstellbar bei den beiden Längen, dass sie das langfristig ohne Haltungsschäden überleben werden.

Abends wollte uns unser Herr Sohn in eine Art Burglokal einladen, das irgendwo an den Lahnauen lag, wo wir angeblich günstig und rustikal essen konnten. Am Wochenende seien die Studenten meist weg, da bestünde sicherlich die Chance auf einen Platz. Andererseits wollten wir auch nicht zu weit fahren, da sich bereits die ersten Vorboten des Glatteises bemerkbar machten. An Schrebergärtchen fuhren wir vorbei auf eine Art Wirtschaftsweg, der an den Rändern einer Schlammrippe glich. Auffällig die hoch angebrachten Stromkästen, die auf leidvolle Erfahrung mit Hochwasser schließen ließen.

An der Burg angekommen kroch uns bereits eine Blechlawine langsam entgegen, was nichts Gutes zu verheißen schien. In der Tat war das Lokal restlos ausgebucht, sodass wir auf dem Rückweg ein anderes aufsuchten, eine ehemalige Eismühle, deren Wandbilder noch Zeugnis gaben vom Eisstechen vergangener Zeiten.

Nach dem schmackhaften Abendessen gab es noch einen Schlaftrunk für die Damen, einen warmen Äppelwoi. Dem allgemeinen Gähnen zufolge war es dann an der Zeit schlafen zu gehen. Andrea und Jan hatten sich dankenswerter Weise bereit erklärt, das Gästezimmer auf dem Flur zu beziehen, während wir in seinem Bett übernachten durften. So konnte ich mir zum letzten Mal in diesem Jahrtausend noch einmal die Sportschau vom Bett aus anschauen. In den Nachrichten wurde ein Bombenanschlag der tamilischen Befreiungsfront „Tamil Tigers“ in Colombo gemeldet, bei der die amtierende Präsidentin von Sri Lanka, Frau Bandaraik, verletzt worden sei. Nähere Angaben konnte man noch nicht machen. Na, dann gute Nacht!

Sonntag, 19.12.1999

Nach einer unruhigen Nacht auf Jans harter Matratze riss uns der Wecker um 6.30 Uhr aus diversen Alpträumen. Wir wollten früh aufstehen, weil nicht abzusehen war, wie die Straßenverhältnisse sich gestalten würden. Zumindest war es nicht glatt, wie wir schnell herausfanden. Nach einer Tasse Kaffee und einem Toast auf der Hand packten wir das Handgepäck und uns selbst in den Wagen und näherten uns an den verschneiten Taunushöhen vorbei dem Gambacher Kreuz, wochentags um diese Zeit immer gut für eine zweistellige Stauprognose, jetzt aber flüssiger Verkehr dank des Einsatzes von Streufahrzeugen. Der Verkehrsfunk meldete keine Störungen, nur auf dem Flughafen sei mit Verzögerungen zu rechnen auf Grund der winterlichen Verhältnisse.

Wir hatten uns im Vorfeld per Internet eine Planskizze des Flughafens besorgt, sodass wir ohne große Schwierigkeiten den Check-In-Schalter der Gulf Air fanden, wo wir unsere Winterjacken den Beiden zwecks Aufbewahrung für die Rückreise übergaben, bevor wir dann als offenbar Erste die Check-in-Prozedur über uns ergehen ließen. Da ich schon tags zuvor das Büro der Gulf Air angerufen und dort um einen Sitzplatz mit viel Beinfreiheit gebeten hatte, war man hier vor Ort schon informiert. Als die Dame meinen Handstock sah, wollte sie mir zuerst nicht den Platz am Notausgang geben, weil dort aus Sicherheitsgründen Gehbehinderte nicht sitzen dürfen. Es gelang mir, die Dame zu über-

<sup>1</sup> Egon Zimmermann: *Reisetagebuch nach Sri Lanka\_1, 1995*

zeugen, dass ich kein steifes Bein hatte und somit nicht zu einem potentiellen Hindernis in einem Notfall werden würde.

Nun hatten wir alle Zeit das versäumte Frühstück in Ruhe nach zu holen. Leider muss ich gestehen, dass ich noch nie so viel für so wenig bezahlt habe, wenn man mal den Kaviar außen vor läßt. Immerhin weckte der Kaffee kurzzeitig unsere müden Lebensgeister. Da wir sehr früh angekommen waren, hatten wir auch noch keine Gate-Nr. erhalten. Auf meine Anfrage hin checkte das ein Angestellter an einem Terminal durch, und so machten wir uns gegen 10 Uhr auf in Richtung Gate Nr. 34. Noch kein Personal da, noch keine Maschine da, aber die ersten Gäste. Also noch Zeit, die Flughafentoiletten aufzusuchen. Als ich wiederkam, war das Personal eingetroffen. Der Wartebereich fing an sich zu füllen. Meine Augen wanderten lange durch die Menge auf der Suche nach verkappten Terroristen. Die blonden Italiener mit ihren Eltern fielen vielleicht heraus, ebenso der kleine französische Junge mit seiner Nintendo spielenden jungen Mutter. Etwa der junge Engländer mit Babyface und seiner eingepackten Angelrute - oder war es ein zerlegbares Gewehr? Oder gar dieser hoch gewachsene, gut gekleidete Farbige, nein, der hatte ja Frau und Kind mit dabei. Dann doch eher die beiden jungen Araber, von denen einer seine Basketballmütze im Goellner-Look trug.

Als nach quälendem Warten bekannt wurde, dass der Flug Verspätung hatte, entwickelten die beiden eine hektische Betriebsamkeit und stürzten sich gleich auf das Telefon. Klar! Bestimmt Angehörige einer palästinensischen Befreiungsorganisation mit einem solch blumigen Namen wie „Leuchtender Pfad zur Befreiung unseres heiligen Landes

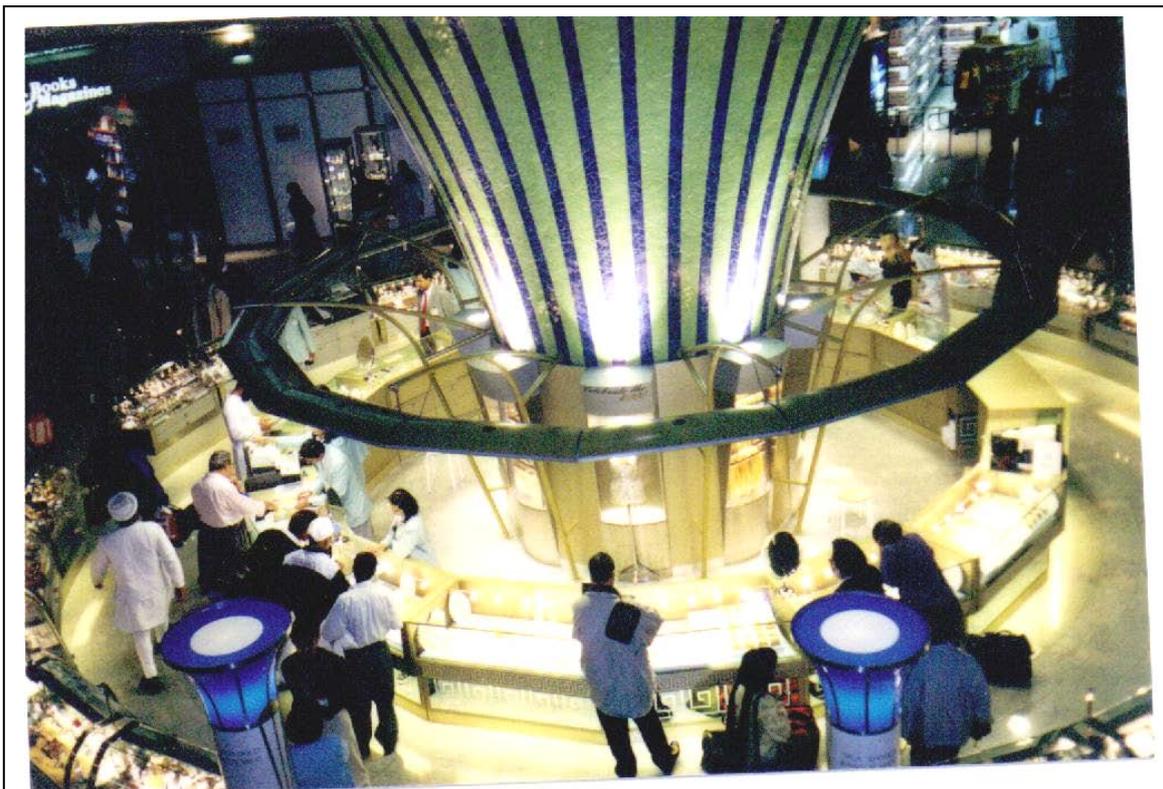
Palästina". Noch war Zeit zur Umkehr, denn gerade war die Maschine heran gerollt und die neue Crew bahnt sich ihren Weg durch die Wartenden. Nachdem die Passagiere und die alte Crew das Flugzeug verlassen hatten, dauerte es noch gut eine  $\frac{3}{4}$  Stunde, bis das Reinigungspersonal mit der Maschine fertig war und ein PKW nebst unserem Gepäck verladen war. War es? Ich hatte keine Ahnung und nach den Erfahrungen meines ersten Fluges glaubte ich auch nicht daran, immerhin hatte meine liebe Frau, die Weltmeisterin im Kofferpacken, diesmal vorsorglich gepackt, z.B. Leibwäsche auch im Handgepäck mitgenommen, wahrscheinlich in einer der zigtausend Taschen ihres unergründlichen Rucksacks. Im Flugzeug angekommen fand ich schnell meinen Sonderplatz mit angenehmer Beinfreiheit am vorderen Notausgang, während Mechtild hinter mir Platz genommen hatte, zu meinem Entsetzen neben dem Goellner-Araber, der aber - und das war vorher noch deutlich geworden - nicht nur von seinem Kampfgefährten begleitet wurde, sondern auch von seiner Ehefrau mit einem schwarz gelockten Kind. Aufatmen angesagt! Die Maschine war nur spärlich gefüllt und rollte nun endlich zum Start. Mein Sitzgurt brauchte ein wenig Nachhilfe, bis er passte, und nun konnte der übliche Demofilm über die Sicherheitsvorkehrungen auf Arabisch und Englisch abgespielt werden. Etwas belustigend wirkte es auf mich, dass sich ein Herr mit Turban auf dem Bildschirm die Schwimmweste anlegte. Als die Maschine zum Abheben ansetzte, nahm eine dunkelhäutige, blutjunge Stewardess neben mir Platz. Ich fragte sie, ob meine Frau während des Fluges ihren Platz einnehmen könnte, was auf keinerlei Probleme stieß. Nur bei der Landung in Rom und dem Abflug von dort musste sie wieder weichen. Unser „Terrorist“ schien die neue Situation dankbar zu betrachten, denn nun konnte sein Begleiter neben ihn rücken, während sich seine Frau mit dem Lockenkopf abplagte, der allerdings bald an ihrem Busen in Morpheus Armen schlummerte.

Nun war es Zeit für einen Imbiss, natürlich Canelloni, was sonst in Italien? Glücklicherweise hatte ich mir meine Serviette über meine Bauchwölbung gelegt, denn durch das enge Hantieren mit Messer und Gabel hatte die Fleischsoße längst ihr angestammtes Kunststoffbett verlassen und eine gewisse Eigendynamik entwickelt, indem sie föntänenartig auf meine - Gott sei dank - Serviette spritzte. Nach dem Obstsalat ein Tässchen (Nes-)Kaffe, und mein Entschluss stand fest, von nun an bis zur Rückkehr in Deutschland nur noch Tee zu trinken. Kaum hatten wir zu Ende gegessen, als uns schon der Gong zum Anlegen der Sicherheitsgurte aufforderte. Wir waren schon im Landeanflug auf Rom. Jetzt lockerte die dichte Wolkendecke mitunter ein wenig auf und gab den Blick frei auf die schneebedeckten Alpen, die nun schon fast hinter uns lagen. Ansonsten war von der Landschaft nichts zu erkennen. Schließlich flogen wir in ca. 6000 m Höhe, die nun kontinuierlich abnahm, wie wir an Hand der riesigen Bildschirme verfolgen konnten. Mr Bean hatte inzwischen am Bildschirm die komplette Beleuchtung des Weihnachtsmarktes zum Erliegen gebracht und musste nun den nüchternen technischen Flugdaten weichen, wie Flugdauer, -höhe und -geschwindigkeit, sowie Entfernung zum Ziel und geschätzte Ankunftszeit.

Von Rom selbst war leider nichts zu entdecken, denn als wir die Wolkendecke durchbrachen, war bereits fast das Flughafengelände erreicht, jedenfalls sah ich nur Felder mit Gewächshäusern. Auf dem Rollfeld setzte die Maschine etwas unsanft auf. Ein Großteil der Passagiere verließ nun die Maschine. Wir mussten sitzen bleiben und das Reinigungspersonal durch die Maschine wirbeln lassen. Bedingt durch die plötzliche Stille war unser Lockenkopf aufgewacht und schrie Zeter und Mordio. Während die Mutter verzweifelt bemüht war, das Kind durch die Maschine zu tragen, um auch andere an dem Genuss dieser kräftigen Stimme Anteil nehmen zu lassen, getreu nach dem Motto „Geteiltes Leid ist halbes Leid“, focht dieses Problem den Vater kaum an, der sich weiterhin lebhaft mit seinem Partner unterhielt. Mechtild und ich legten eine Runde Backgammon ein, hörten aber bald auf, denn nun setzte der große Ansturm auf die Plätze ein. Er wurde jetzt richtig voll und ich sah mich gezwungen, nach kurzem Aufstehen meinen Platz wieder einzunehmen, denn schon machten erste Gestalten Anstalten, ihn zu besetzen. Mechtild verzog sich auf ihren alten Platz, während ein riesiger Farbiger den Platz neben mir in Besitz nahm. Meinen vorsichtigen Einwand, dies sei der Platz der Stewardess,

entkräftete er auf Italienisch, indem er mir zur Bekräftigung sein Bordticket unter die Nase hielt. Vorbei war es fortan mit meiner Bewegungsfreiheit, zumal nun die linke Armlehne von Mechtilds Fuß beansprucht wurde, während sich rechts von mir der Lulatsch breit machte.

Endlich hob die Maschine ab. Wir flogen bei herrlichem Sonnenschein über das Tyrrhenische Meer, überquerten Griechenland, Damaskus, den Persischen Golf, bis wir in Abu Dhabi verspätet landeten. Man sagte uns, dass der Flug in 20 Minuten fortgesetzt würde, doch wir nahmen uns die Zeit, das Shopping Centre auf der Suche nach einer Kamera für Andrea zu durchstreifen. Wir hatten schließlich von Zuhause aus einen Prospekt mitgebracht und zeigten das Modell dem Verkäufer, ernteten aber nur Achselzucken. Zwar zeigte man uns noch verschiedene andere Modelle, aber in der Kürze der Zeit wollten wir keine vorschnelle Entscheidung treffen und lieber auf die Rückfahrt warten, wo wir genügend Zeit zum Einkauf haben würden, und das unter fachkundiger Beratung von Helmut.



*Flughafen in Abu Dhabi*

zu unserem Gate, wo wir natürlich die Ersten waren. Erst nach 45 Minuten ließ sich das Personal herab, Anstalten zur Check-In-Prozedur zu machen. Ein japanischer Diplomat hatte es da besser, er konnte, wohl auch schon gut bekannt, ohne Kontrolle passieren.

Endlich ließ man uns durch. Da ich mein T.E.N.S.-Gerät anhatte, schlug das elektronische Warngerät sofort bei mir Alarm. Ich hatte einige Mühe dem Personal die medizinische Bewandnis zu erklären, aber schließlich ließ man uns durch.

Im Flugzeug hatte ich meinen angestammten Platz wiederbekommen - es war schließlich das gleiche geblieben -, nur das Personal hatte gewechselt. Zu Beginn begrüßten uns die Stewardessen wieder mit ihren attraktiven Häubchen - ein Zugeständnis an die islamischen Brötchengeber. Sobald die Maschine rollte, verschwanden die zwar hübsch aussehenden, aber unpraktischen Kopfbedeckungen wieder in der Versenkung. Das Flugzeug war jetzt zusehends leerer geworden, überwiegend Srilankesen, häufig Gastarbeiter, die rechtzeitig zu den Feiertagen heimkehren wollten. Beim Start setzte sich wie üblich eine der Stewardessen neben mich, sodass wir kurze Gelegenheit zum Smalltalk hatten. Sie erkundigte sich, woher wir kamen etc. Ich meinerseits fand heraus, dass sie erstens eine ganz hübsche war und zweitens aus Australien stammte, genau so wie ihre Kollegin, die ihr ähnlich sah wie ihre Schwester, es aber nicht war.

Von Abu Dhabi führte uns die Route quer über den Arabischen Golf über die Südspitze Indiens bis Sri Lanka. Inzwischen gab es das dritte Menü: Wahlweise Hähnchen oder Lamm mit frischem Salat, Pistaziencreme mit Datteln, natürlich streng nach islamischen Grundsätzen zubereitet. Beim vorhergehenden Menü auf der Strecke Rom - Abu Dhabi hatte ich leichtsinnigerweise Truthahn gewählt, der sich als ein zähes Luder erwies. In dem anschließenden Handgemenge mit meinem riesigen Nachbarn, in dem zwei Giganten versuchten, auf engstem Räume zähes Truthahnsteak zu sezieren, spritzte mir irgendwann trotz aller Vorsichtsmaßnahmen die Truthahnsoße in hohem Bogen auf mein T-Shirt. Zum dritten Mal mussten wir die Demonstration für den Notfall per Video über uns ergehen lassen, dann die übliche Zusammenfassung der wichtigsten Sportergebnisse und jetzt zur Abwechslung ein srilankesisches Video mit so naiv gedrehten Szenen, dass einem schnell die Lust am Zuschauen verging. Da war die klassische Musik aus dem Kopfhörer schon eine wohltuende Alternative, obwohl ich jetzt langsam die Reihenfolge der eingespielten und kommentierten Stücke auswendig kannte. Mechtild hatte sich verzogen, um sich zum Schlafen lang zu machen. Platz war genug da, und so nickte auch ich kurzzeitig immer wieder mal ein, fror allerdings trotz Strickjacke ein wenig, bis die Stewardess anfang Schlafdecken zu verteilen. Zwischenzeitlich hatte sich ein anderer Fluggast neben mich gesetzt, der seiner Frau genügend Platz zum Schlafen lassen wollte.

Irgendwann morgens weckte mich Mechtild, um mich an dem traumhaften Sonnenaufgang teilhaben zu lassen, der sich unseren verschlafenen Augen bot. Ein glühend leuchtendes Rot überstrahlte die Wolkendecke, die wie eine Schäfchenherde unter uns lag. Erst kurz vor dem Flughafen durchbrachen wir sie und die ersten Bilder von Palmen, Straßenzügen und Dörfern wurden immer deutlicher. Nach der geglückten Landung - hier wurde das erste Mal applaudiert - mussten wir, wie hier üblich, unsere ausgefüllten Embarkment Cards abgeben. Die Passkontrolle verlief zügig, also auf zur Suche nach einem Gepäckwagen, was einige Zeit in Anspruch nahm. Andererseits war kein Grund zur Eile geboten, denn das Gepäck musste ja noch abgeholt werden. Bis wir das richtige Transportband entdeckt hatten, verging wiederum einige Zeit. Als wir dann glücklich dort ankamen, mussten wir schon mit unserem „Trolley“ ein wenig kämpfen, dass wir überhaupt einen Platz in der Nähe des Bandes fanden. Aber auch hier konnten wir uns Zeit nehmen. Die ersten Gepäckstücke warteten bereits zögerlich auf Abnehmer: Ein eingepackter Computer, ein Bügelbrett und ein stark ramponierter Gitarrenkoffer, auf dem das bekannte Glassymbol um schonende Behandlung bat. So langsam wurden die ersten Koffer abgeholt. Das Bügelbrett zog nun bestimmt schon zum zehnten Mal an uns vorbei. Fast war ich schon versucht, mich seiner zu erbarmen, aber was sollten wir mit einem Bügelbrett ohne Bügeleisen?

Mittlerweile war eine halbe Stunde vergangen und es waren noch nicht wesentlich mehr Koffer auf dem Band erschienen, die Menge der wartenden Passagiere war allerdings stark angestiegen.

Düstere Erinnerungen wurden wach an unsere erste Reise nach Sri Lanka, wo unsere Koffer ja bekanntlich verloren gegangen waren. Endlich aber, als mir das lange Stehen trotz Handstock fast unerträglich wurde, erschienen die beiden Gepäckstücke auf der Bildfläche, sodass wir beruhigt dem Ausgang zustreben konnten. Ein Fahrer mit Schild „Villa T. F.“ war uns versprochen worden, wobei ich mir nicht vorstellen konnte, dass eine derart perfekte Organisation hier klappen würde. In der Eingangshalle standen in der Tat diverse Fahrer mit ihren Schildern herum, aber keiner, der auf uns wartete. Mitten in diesem Pulk dirigierte ein hochgewachsener junger Mann das Chaos. Als er uns da so ratlos stehen sah, sprach er uns an. Ja, er kenne den Mann ganz gut, wäre sein Freund. Wir sollten mal nach links schauen. Hinter einer Absperrung saßen dort wie im Kino hintereinander aufgereiht Angehörige von Fluggästen, aber auch Privatfahrer. Als ich meine ersten Nachforschungen anstellte, verwies man mich wieder an den Cheforganisator, der sich ganz erstaunt gab. Vielleicht seien Straßen gesperrt worden im Zusammenhang mit dem jüngsten Bombenattentat. Dankenswerterweise erklärte er sich aber bereit, für uns in der Villa anzurufen, um sich nach dem Grund der Verzögerung zu erkundigen. Er kam

mit einer frohen Botschaft wieder: Man hatte sich im Datum geirrt und uns erst am nächsten Morgen erwartet, aber no problem. Wir sollten ruhig ein Taxi nehmen, sie würden dafür zahlen. Gleichzeitig bot er sich an, uns zu einem Taxi zu führen, durch den Hinterausgang zu einer Art Parkplatz, wo Mietwagen herum standen. Der Fahrer ließ sich von ihm das Ziel erklären, lud das Gepäck ein und fuhr los, nachdem er einen unsicheren Blick auf den Plan geworfen hatte, den wir schon zur Vorsicht bereitgehalten hatten. Zum Glück stand darunter eine Wegbeschreibung auf Deutsch, die ich ihm übersetzte.

Vorbei ging es nun an vielen bewaffneten Straßensperren, bis wir die Hauptstraße südlich Richtung Colombo befuhren, um dann in Dja Ela nach rechts Richtung Negombo abzubiegen, in eine „Nebenstrecke“, wie es so schön hieß. In Wirklichkeit erwartete uns ein Verkehrsweg, der mehr Ähnlichkeit mit einer Wüstenpiste oder eine Panzerübungsstrecke hatte und jeder Beschreibung spottete. Riesige Krater wechselten sich mit Rad tiefen Schlaglöchern und riesigen Pfützen ab. Schweizer Käse ist vielleicht ein passender Vergleich für diese Slalomstrecke, auf der sich alle Arten von Verkehrsteilnehmern tummelten: Überwiegend japanische geländegängige Kleinbusse, auch Vans genannt, daneben rostige Drahtesel ohne Lichtanlage, auf denen wenigstens zwei Leute fuhren, die altbekannten Tuk Tuks, dreirädrige überdachte Transporter, die häufig als Arme-Leute-Taxi eingesetzt wurden, aber gerade in Städten gegenüber den sperrigen Autos unschlagbare Vorteile hatten, ferner Familienmotorräder, bei denen vorne auf dem Tank das Baby, hinten auf dem Gepäckträger die Ehefrau nebst Kleinkind saß. Nicht zu vergessen die hoffnungslos überfüllten Busse, in denen die Menschen wie Sardinen eingequetscht saßen oder standen. Selbstverständlich die vielen Fußgänger von Jung bis Alt, hübsche, sauber gekleidete junge Mädchen mit pechschwarzem Haarschopf und weißen, blitzenden Zähnen und kräftige, junge Burschen, die in Trauben herumstanden, sicher arbeitslos waren oder aus Langeweile den ganzen Tag auf einem begrastem Stück Land Cricket spielten; daneben auch die älteren Leute mit grauem Haar, wobei die Männer in der Regel ihren Sarong trugen, ein um die Lenden geschlungenes Tuch, das ähnlich wie ein Rock keine Naht aufweist. Selten sieht man übrigens Männer mit kurzen Hosen herumlaufen, eher Jungen, beide aber durchgängig mit bloßem Oberkörper, zumindest im Freizeitbereich, mit anderen Worten für die meisten immer. Übrigens darf man auch die frei herumlaufenden Rinder nicht vergessen, die ähnlich wie die vielen Straßenköter, völlig abgemagert das Mosaik des Straßenbildes vervollständigten. Ab und zu auch ein Schwein, das in Haufen von Unrat wühlt, oft begleitet von einer Glanzkrähe auf seinem Rücken, die nach Parasiten sucht. Überhaupt stellen die Glanzkrähen hier eine gewaltige Population dar. Stellenweise fühlte man sich in Szenen des berühmten Hitchcock-Thrillers „Die Vögel“ versetzt, wenn ganze Schwärme dieser stets krächzenden Geschöpfe fast den Himmel verdunkelten.

Unser Fahrer wusste angeblich genau, wo die Villa lag, hielt es auch gar nicht für nötig zu fragen, fuhr stattdessen immer wieder in dubiose Nebenwege hinein, obwohl ich ihm vergeblich klarzumachen versuchte, dass das Haus an der Straße liegen müsste. Endlich, nach weiteren vergeblichen Versuchen, bequemte er sich zu fragen, und so waren wir Gottlob bald da.

Kaum waren wir aus dem Wagen geklettert, als uns J., der Patron des Hauses, herzlich begrüßte und sich mit einem Scherz entschuldigte und uns einen Blütenkranz aus Lotusblüten umhängte. Dunkelhäutige, freundlich lächelnde Gestalten stürzten sich auf die Koffer und führten uns an dem zentral gelegenen Pavillon vorbei, in dem bereits ein Paar frühstückte, zu unserem Apartment. Das muss ein merkwürdiger Anblick gewesen sein, wie ich mit meinem befleckten T-Shirt nebst Hosenträgern und Handstock bei ihnen humpelnd vorbeizog.

Das Apartment hatte eine Art Vorterrasse mit vier Säulen, zwei Korbesseln und einem Beistelltischchen, hinter denen ein verschließbares Kunststofffenster in den Schlafraum führte, das aus einem 1,90 m langen Bett, einem Schrank und einer Kommode bestand. Die Klimaanlage rührte uns beim Eintritt entgegen. An der Decke hing ein Ventilator und darunter ein Moskitonetz für das ganze Bett, was sehr umständlich war und dazu führte,

dass wir nach zwei Tagen ohne Netz und doppelten Boden schliefen. Hinter dem Schlafzimmer lagen das WC und eine Dusche.



*Unser Apartment*

Wir stellten die Sachen kurz ab und eilten zum Pavillon, wohin uns die Hoffnung auf ein Frühstück trieb. Wir stellten uns kurz vor. Inzwischen hatte sich ein anderer Herr eingefunden. Das Ehepaar kam aus Düsseldorf, später duzten wir uns, sie hießen H. und G.. Der besagte Herr hieß J. und kam aus Hamburg. Alle wirkten ein wenig angeschlagen. Es stellte sich heraus, dass sie gestern bis in die frühen Morgenstunden J.s Geburtstag bei Arrak und Gin gefeiert hatten. Demzufolge war R., J.s Lebensgefährtin noch gar nicht auf der Bildfläche erschienen, lag halbtot im Bett, während die anderen drei sichtlich unter den Nachwirkungen des Alkohols litten.

Wir kamen noch rechtzeitig zum Frühstück: Tee, Toast, Marmelade und Rührei. Nach dem Frühstück packte Mechtild die Koffer aus, während ich die Gelegenheit wahrnahm, mir das Anwesen ein wenig unter die Lupe zu nehmen. Vorne an der Einfahrt stand das Haupthaus, in dem sich die Küche, das Büro und einige Schlafräume für die Angestellten



*Auf der Veranda unseres Appartements*



*Sybille auf ihrer Veranda*

befanden. Wenn man dem rot gefliesten Weg durch den tropischen Garten folgte, stand auf der rechten Seite das Gästehaus mit 6 Apartments. Gerade aus lief man auf den runden Pavillon zu, dessen pagodenhaftes Dach von acht Rundsäulen getragen wurde. Er hatte einen Durchmesser von rund 6 m. Die Tische waren oben mit einer Glasplatte bedeckt, die man leicht abwaschen konnte; so sparte man Tischdecken. Richtung Mauer zur Straße hin lag der Swimmingpool mit den Ausmaßen von 15 x 5 m. Eine Art Dusche davor lieferte morgens handwarmes, abends warmes Wasser, weil es unmittelbar von einem Wasserturm am Haus kam, wo es von der Sonne aufgeheizt wurde. Das Wasser des Pools war stark gechlort, auch schwammen Blätter und tote Insekten mal darauf herum. Hinter dem Pool links ragte ein zweiter, etwas kleinerer Pavillon hervor. Hinter dem großen stieß man auf eine Art Stall, in der ein neurotisches Stachelschwein des Abends so lange mit seinem blechernen Fressnapf herum spielte, bis die Gäste entnervt das Personal baten, etwas dagegen zu unternehmen. Darauf hin besann man sich des armen Geschöpfes und brachte ihm eine Ananas, worauf prompt Ruhe einkehrte. Vorne

rechts am Eingang hatte man ein Äffchen in einen Käfig gesperrt, das alle Anzeichen von Hospitalismus aufwies und sich abends immer eine Art Kopftuch um seine Rübe schnallte, damit es besser schlafen konnte.



Von den anderen Gästen erfuhren etwas aus dem Nähkästchen der Familie F., des Besitzers. J. war der Boss des Anwesens, ein Mann Mitte fünfzig mit goldener Brille und Goldschmuck, dessen muskulöser Oberkörper meist frei war und damit seinen nicht unbeachtlichen Bauch frei gab. Er sprach ganz gut Englisch und ein bisschen Deutsch, nein eher Schwäbisch, wie sein Schwiegersohn aus Stuttgart ihm das wohl beigebracht hatte. Stets zu einem Scherz aufgelegt verfügte er über ein beachtliches schauspielerisches Talent, das er offenbar an seinen ältesten Sohn zusammen mit seinem Bäuchlein weiter vererbt hatte. Wenn er mit seinen Angestellten sprach oder besser: ihnen Befehle erteilte, so geschah dies häufig mit einem abschließenden „Zack-Zack!“, worauf er uns dann immer lächelnd erklärte, das sei nicht boshaft gemeint, sie verstünden das deutsche Wort sowieso nicht. Lustig klang es auch, wenn er hier und da seinen schwäbischen Wortschatz Preis gab und Ausdrücke wie „Herrgottsbleche“ ausstieß, natürlich immer ganz gezielt zur Belustigung seiner Gäste eingesetzt. Er war auch der einzige, der sich das Recht heraus nehmen durfte, an unserem Tisch mit Platz zu nehmen. Alle anderen Angestellten, ja auch seine Frau und sein Sohn, nahmen, etwa bei den Mahlzeiten, immer nur auf dem äußeren Mauerring Platz, ein Umstand, der uns am Anfang etwas befremdlich vorkam, wenn wir unsere Mahlzeiten einnahmen. Wir als Gäste saßen also an zwei zusammen geschobenen Tischen und ließen uns bedienen, während wenigstens einer, manchmal auch mehrere Angestellte oder Familienmitglieder auf dem tiefer gelegenen Mäuerchen saßen und uns ungeniert auf die Finger schauten. Wir wussten nicht so recht, ob aus Neugier oder pflichtbewusster Dienstbarkeit oder einfach nur aus dem Gefühl heraus, uns durch ihre Anwesenheit eine Freude zu bereiten. Wir jedenfalls nahmen das anfangs mit Befremden, später mit Gelassenheit hin.

Der Patron hatte eine große Familie, wie wir zwei Tage später anlässlich des nationalen Feiertags der Parlaments wählen entdecken konnten. Er selbst wohnte mit seiner Familie nicht in der Villa, sondern in einem eigenen Heim, ca. 5 Minuten entfernt. Seine Frau war wohl etwas jünger als er, aber auch durchaus vollschlank. Drei Töchter hatte er, wo-

von die älteste in Deutschland verheiratet war. Die zweite war hier verheiratet und hatte eine süße Tochter von 15 Monaten. Die Mutter war vor drei Jahren von einer Kerze im Gesicht verbrannt worden, was damals wohl lebensgefährlich war, ihrer Schönheit aber keinen Abbruch tat. Die Jüngste war wirklich eine Augenweide, allerdings noch unverheiratet, in seinem Haus lebte noch der 96-jährige Vater mit seiner Frau. Zu den Angestellten hier zählte K., der ein guter Koch war, nur mit dem Ingwer-Tee seine Schwierigkeiten hatte und A., ein junger Bursche von 18 Jahren, der stets lächelte und freundlich war, aber nur wenig Überblick hatte, ein wenig Englisch sprach er, ferner Siri, ein schüchterner Bursche; nicht zu vergessen „Uncle“, der alte Mann, der allmorgendlich seine Sisyphus-Arbeit in gekrümmter Haltung begann, nämlich die gefliesten Gartenwege frei von Blättern und Ameisen zu halten. Wie ein Uhrwerk durchkämmte er nach einem für uns nicht erkennbaren Plan das gesamte Gelände, erwiderte kaum einen Gruß und saß abends irgendwo katatonisch herum oder sumnte eine Melodie vor sich hin. Sein Besen und er schienen fast miteinander verwachsen zu sein, fast so etwas wie ein „alter ego“, andererseits gab ihm dieses Werkzeug eine Daseinsberechtigung und Lebensinhalt. Er war ausgesprochen hässlich und schien rein äußerlich auf einer früheren Stufe der Evolution stehen geblieben zu sein, war auch unverheiratet, inzwischen 65 Jahre und hatte voriges Jahr noch mit seinen ebenfalls unverheirateten Brüdern als Fischer gearbeitet. Jetzt bezog er eine monatliche Rente von 100 Rps., etwa drei DM, die er überdies noch per Bus von Colombo abholen musste, also 16 Rps. Abzug. J. hatte sich seiner erbarmt und gab ihm freies Essen und einen Schlafplatz in der Garage. Er war auch offensichtlich nicht der Hellste, so mussten wir ihn eines Morgens davon abhalten, die Tischsets aus Bast, die der Wind davon geweht hatte, mit zusammen zu kehren als Abfall. Am nächsten Morgen geschah jedoch wieder das Gleiche. Die Angestellten waren äußerst freundlich und stets bemüht, uns zufrieden zu stellen. Bei aller Bemühtheit aber waren sie auch sehr vergesslich. Oder besser gesagt, es fehlte ihnen völlig das periphere Denken. Ich will es an einem Beispiel erläutern: Wenn wir morgens am Tisch saßen, wurden wir nach unseren Wünschen befragt. Wie jeden Morgen bestellten wir Ginger-Tee, eine Neuerung, die wir hier eingeführt hatten und die von dem Hamburger Ehepaar auch gerne übernommen wurde. Wir hatten diese Art der Teezubereitung mit frischem Ingwer schon bei unserem ersten Aufenthalt in Sri Lanka kennen und schätzen gelernt. Zum Frühstück gehörten ebenso frisch gepresster Obstsaft, Toast, Butter, Marmelade, Eier. Nun waren zwei Angestellte vollauf damit beschäftigt, uns die gewünschten Dinge zu beschaffen, und zwar so: Der Erste brachte das Geschirr und die Servietten, der Nächste die Tassen auf einem Tablett, der Erste dann wieder Teller, der Zweite die Butterflöckchen, der Erste die Spiegeleier, der Zweite nach wiederholter Aufforderung den Toast, oder noch besser das Sri Lankan Bread, falls vorhanden, und das wusste man nie vorher. Wir legten zwar ausdrücklichen Wert darauf, ebenso auf Ananas-Saft, aber wenn es alle war, dann war es eben „finished“, einen Tag auf Vorrat kaufen, kam ihnen nie in den Sinn. Nur der heutige Tag zählt, wer denkt schon an Morgen? Nach zweimaliger Aufforderung wurde dann, ich weiß nicht mehr von wem, der Saft nachgereicht. Einmal, am Morgen nach dem chaotischen Electoral Day (Wahltag) bestellten wir Toast nach, zuerst bei dem Ersten. Die Zeit verging, während wir mit den Globetrottern aus Hamburg Reiseerlebnisse austauschten oder Glaubensfragen diskutierten. Zwischendurch bemerkten wir, wie der Erste sich auf sein Fahrrad geschwungen hatte und verschwunden war. Der Zweite unterhielt uns derweil mit einem freundlichen Lächeln auf dem Mäuerchen. Wir erinnerten ihn freundlich an den Toast, er jedoch zeigte nur Richtung Haus und murmelte „Toast“ und lächelte, so dass wir erneut die Frage nach dem Sinn des Lebens aufgriffen. Irgendwann kam der Erste auf seinem Fahrrad wieder, allerdings mit leeren Händen. Wahrscheinlich hatte er versucht, am Morgen nach der durchzechten Wahnacht irgendwo Brot aufzutreiben, was natürlich nicht gelingen konnte, weil sämtliche Bäcker des Landes spätestens am Mittag des Vortages das Backen eingestellt hatten, um sich im lustigen Kreise der Verwandten und Bekannten auf den Wahltag einzustimmen, der überdies noch mit dem Vollmond daher kam, ein weiterer Feiertag. Umso überraschter waren wir, als denn doch noch vier Scheiben Toast auf einem Teller erschienen, der

Himmel weiß, wo sie die her hatten. Der geneigte Leser wird sich vielleicht fragen, warum ich ihn mit einer solchen Fülle von Einzelheiten langweile. Nun, zum einen spiegeln sie vielleicht ein wenig den Charakter dieses Landes und seiner Einwohner wieder. Zum anderen versetzte man sich in die Lage von Touristen, die zwar in einem paradiesischen Umfeld leben, wo aber die Möglichkeiten der Abwechslung eher begrenzt sind. Man sitzt stundenlang am Tag beisammen, weiß inzwischen, wer, wann und wo seinen Urlaub verbracht hat, tastet sich auch vorsichtig an sensiblere Themen wie Politik oder Religion, immer behutsam der Gefahr ausweichend, den anderen dabei zu verletzen, Denn nichts ist ätzender als mit drei untereinander verkrachten Gruppen ständig gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen zu müssen (und wir hatten kaum Alternativen dazu). Gefährlich, oder besser gesagt unberechenbar waren dabei die Reaktionen von H., die stark zu spontanen, nicht immer logisch nachzuvollziehenden Reaktionen neigte. Eines Morgens klagten H. und R. über Verspannungen. „Jetzt wäre eine Massage das Richtige!“ meinten sie übereinstimmend. Ich bot mich an, sie in choram publico zu massieren, um von vorne herein Zweideutigkeiten aus zu schließen. H. errötete darauf hin heftig und meinte nur, das könne ihr Mann auch ganz gut. „Na denn!“ dachte ich nur.



*Palmb Blüten zu jeder Mahlzeit*



*Reis und Curry*

Unkomplizierter war das mit den Hamburgern, deren Toleranzspektrum nicht zuletzt auf Grund ausgiebiger Weltreisen wesentlich größer war. Sie war eine scharf denkende Frau, seit sechs Jahren zweite Lebensgefährtin des Straßenbauingenieurs, inzwischen mit einer Abfindung in den Ruhestand entlassen.

Wenn man noch einmal abschließend die beherrschende Stellung des Patriarchen deutlich machen will, so vielleicht am besten an dem Beispiel „Rauchen“. Wenn die Jungs, auch der eigene Sohn übrigens, abends auf dem Mäuerchen kauerten, bekamen sie schon mal eine Zigarette spendiert. Vorsichtig schauten sie sich dann um, bevor sie anfangen zu qualmen. Sobald einer rief: „Boss is coming!“, wurden die Zigaretten hastig ausgedrückt. Nach dem Frühstück, also nach einer guten drei Viertel Stunde, packten wir die Badesachen ein, um zu dem Ferienhaus seines Schwiegersohnes zu laufen, ein Fußweg von fünf Minuten, vorbei an den meist bescheiden wirkenden Häusern der Einheimischen, alle übrigens abgetrennt durch eine Art Zaun aus Krüppelholz, die reicheren natürlich durch Mauern, auf denen Glasscherben aus Schutz gegen Einbrecher einbetoniert waren.

Wann immer wir an den einzelnen Familien vorbei kamen, wurden wir freundlich von den Kindern begrüßt und verabschiedet: „hallo“ und „bye, bye“. Sie waren froh, die paar Brocken Englisch, die sie kannten, anzuwenden.

Wenn man die stets mit Ameisen besetzte Eisenstange zum Tor der E.schen Villa S. Fl. öffnete, fiel der Blick auf die Vorderfront einer samt beschatteten Terrasse. Wir zogen uns an der Hinterfront in einer überdachten riesigen Terrasse um, die zur See hin mit Strohmatte abgedeckt war und somit keine Einsicht gewährte. Rechts davon stand das Gärtnerhaus, indem ein junges Paar untergebracht war, die eine Art Hausmeisterrolle spielten. Sobald sie unserer ansichtig wurden, und ihr Hund Blacky machte sie schon darauf aufmerksam, eilte er heraus, um für uns Liegestühle und andere Sitzgelegenheiten zu besorgen, die dann im Schatten der hohen Palmen aufgestellt wurden und recht gut der liegenden Körperhaltung angepasst waren, recht bequem zu liegen eigentlich. Blacky, eine verwegene Straßenkötermischung, bei der in irgendeiner Vorgängerdynastie auch ein deutscher Schäferhund ein Wörtchen mit zu reden gehabt hatte, lag meistens schläfrig dösend im Schatten herum, wenn er nicht gerade mal wieder seinen unaufhörlichen Kampf mit den Flöhen aufnahm. Bei der Wahl des eigenen Lagers musste man

zwei Dinge im Auge behalten: den Stand der Sonne und den der Kokosnüsse in den Baumkronen, die zu tödlichen Bomben werden konnten, wenn man gerade



*Villa S. F.*



zufällig unter ihnen lag. Wie herrlich sie schmecken, bekamen wir bald zu spüren. Der Gärtner, übrigens ein Bruder unseres Siri, der genau so wenig Englisch sprach, brachte jedem von uns eine Kokosnuss, schlug sie mit einem Beil ähnlichen Gerät auf und ließ uns den Fruchtsaft kosten. Nachdem wir sie leer getrunken hatten, schnitt er eine Kerbe aus der rauhen Schale, mit der er dann das dünne, weißlich glitschige Fruchtmarm ausschabte und uns zum Probieren anbot. Das Zeug haute einen nicht gerade vom Hocker, schmeckte aber nicht schlecht.

Hier an der See war es angenehmer, weil der stets frische Wind vom Meer die Temperaturen erträglich gestaltete, ja, manchmal wagte man sogar nicht mal das T-Shirt ausziehen aus Angst sich zu erkälten, was einem bei 25° C vielleicht ein wenig merkwürdig vorkommt. Der Strand hier lud in erster Linie zum Spaziergehen ein, weniger zum Ba-

den wegen der vielen vorgelagerten basaltartigen Felsenriffe, die manchmal scharfkantig, überwiegend aber einfach glitschig waren, Manchmal wurden auch achtfüßige Krebse scharenweise an den Strand gespült, die mit ihren teleskopartigen Gliedmaßen wie Wesen aus dem All wirkten. Wenn man zwanzig Minuten den Strand hinauf bis Negombo lief, bis dort ungefähr, wo er aufhörte, fand man eine Stelle, wo das Baden schon eher möglich war, Aber man täusche sich nicht über die Gewalt der Flutwellen. Wenn du von einer solchen erfasst wurdest, drangen Tausende von Sandkörnern in jede Ritze deines Körpers ein. Erst ausgiebiges Duschen in der Villa S. F. mit einem anschließenden Bad im Swimmingpool konnten einen einigermaßen von dieser Plage befreien. Im Übrigen war das Schwimmen hier allgemein gefährlich wegen der starken Unterströmung. Anne erzählte uns später, dass am Unnawatuna Beach im Süden zu Weihnachten fünf Touristen ertrunken seien. Es kam wohl nicht von ungefähr, dass man auch nie Einheimische im Meer schwimmen sah.

Dienstag, 21.12.99

J. musste seine Tochter in die Stadt bringen und bot uns daher an uns mitzunehmen Dankbar über jede Abwechslung willigten wir sofort mit den anderen ein. J. musste dringend seine Reiseschecks einlösen, weil er kein Bargeld mehr hatte, denn an den zu erwartenden Festtagen würden die Banken meist geschossen haben. Um diese Zeit herrschte wieder ein geschäftiges Treiben auf der Straße, zumal heute Wahltag war. Überall an den Straßen waren uns die teilweise mannshohen Wahlplakate aufgefallen, auf denen meistens eine Gestalt deutlich zu erkennen war. Mrs Bandaraiké jr, die Tochter der legendären Präsidentin und jetzige amtierende Ministerpräsidentin. Als Farbsymbol hatte sich ihre Partei das Blau ausgesucht und so säumten Hunderte von blauen Fransenfähnchen die Straßen, höchstens einmal unterbrochen von weißen, wenn dort jemand verstorben war. An den Wahllokalen saßen oder standen Menschentrauben von meist jungen Männern. Eine gewisse Aufgeregtheit war allenthalben zu spüren.

Nach einer halbsbrecherischen Slalomfahrt erreichten wir Negombo und verabredeten uns zur Rückfahrt in einer Stunde. Als erstes suchte man eine Bank auf, wobei sich heraus stellte, dass alle Banken bereits geschlossen halten. Wir spazierten Richtung Strandhotels, um dort unser Glück zu versuchen Unterwegs umging uns das übliche Straßenbild: Eine Werkstatt nach der anderen wechselte sich mit kleinen Lädchen ab, die alle hinter einer metertiefen Kanalisation lagen und nur über entsprechende Betonplatten zu erreichen waren Zwischendurch ein durchdringender Fisch- oder Aasgeruch. Von Touristen kaum eine Spur. Wir klapperten einige Hotels ab, bis wir eines fanden, das bereit war ca 200 DM gegen Reisecheck zu tauschen. Aus Dankbarkeit und weil wir sowieso nichts Besseres vor hatten, nahmen wir denn dort auch gleich unser Lunch ein: Avocados, gefüllt mit Shrimps in einer majonaisehaltigen Soße, während Mechtild vergebens gegen ein Reis und Curry Gericht anzukämpfen versuchte.

Hier am Hotel eigenen Pool wurde mir klar, was die Alternative zu unserem eher privat ausgerichteten Urlaub war: Tourismusghetto unter Ausschluss der Öffentlichkeit und jetzt zur Jahrtausendwende mit drastisch erhöhten Preisen. 2 Wochen Vollpension und Flug für 3000 DM pro Person - nein, danke! Natürlich waren auch hier die Preise moderat Meine Vorspeise kostete umgerechnet 2,- DM inklusive einem Salat, während J.s gemischter Salat allein schon 4,50 DM kostete. Da half auch kein Diskutieren. Im Übrigen war die Bedienung recht übellaunig hier

Wir hatten aber den armen J. versetzt und mussten nun selber ein Taxi suchen, was keine Schwierigkeit war, denn vor dem Hotel wartete schon eins. J. handelte auch gleich 6 DM herunter, das gehört hier zum Geschäft, und so zahlte jedes Paar umgerechnet 0,50 DM Für die 12 km bis zu unserer Villa, wo J. uns schon besorgt erwartete. Er hatte sogar zwei Botschaften an dem Hotel, unserem Treffpunkt hinterlassen. Mittlerweile hatte er seinen Bus mit seiner Familie voll gepackt, um zum Wahllokal aufzubrechen. Wer gewinnen würde? Natürlich seine Partei, die der regierenden Ministerpräsidentin.

Abends hatte sich die gesamte Familie eingefunden zur Wahlparty. Statt der gewohnten Gesichter von A. und Siri war nun die halbe Familie um uns beim Essen versammelt. Aus dem Lautsprecher lärmte englische Weihnachtsmusik, die Kinder hielten mit ihrem eigenen Kofferradio dagegen an, während das Stachelschwein im Hintergrund sein Ostinato mit dem Blechnapf anstimmte. Der Chef selbst saß mit am Tisch trank sein Bier und gab großzügig eine Runde Arrak aus, wobei er bei unseren Damen auf wenig Gegenliebe stieß. Was denn wäre, wenn sie morgen nicht gewannen? Antwort: No breakfast, no food, no drinks!" Ein Schelm, dieser J.. Übrigens gab es Curry mit Reis und Fisch Hai-fischsteaks vom frisch gefangenen Hai mit in Butter geröstetem Knoblauch - ausgezeichnet! Bevor wir zu Bett gingen, warnte er uns noch, sie würden die Nacht durchmachen bis zur Bekanntgabe der Wahlergebnisse Man rechnete so gegen vier Uhr morgens damit. Schon jetzt wurden die ersten Feuerwerkskörper entzündet - das konnte heiter werden - als besser noch einen Schluck Cognac vorher, und dann gute Nacht. Gegen halb vier morgens rissen uns mehrere Detonationen trotz Cognacs und surrendem Deckenpropeller aus dem Schlaf. Im Unterbewusstsein zählte ich elf mit. Mein erster Gedanke galt einem Attentat der Tamile Tiger. Als ich dann das Gelächter draußen hörte, dämmerte es mir so langsam, dass nun bekannt gegeben wurde, dass ihre Lieblingskandidatin gewonnen hatte, eine Tatsache, die uns natürlich auch ohne die Feuerwerkskörper den Schlaf genommen hätte, wie sich der geneigte Leser leicht vorstellen kann. Immerhin gelang es uns wieder einzuschlafen, bis sich morgens gegen neun Uhr das gleiche Spielchen wiederholte und wir das Gefühl hatten, ein Spezialkommando der Partei hätte mit Blendgranaten unsere Tür gesprengt. Natürlich war es wieder J. mit seinem Clan, der die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte. Na ja, es war sowieso Zeit zum Aufstehen und irgendwann mal musste doch der Vorrat an Sprengkörpern aufgebraucht sein. Die Hamburger mit ihrer dreiwöchigen Erfahrung meinten nur, das ginge schon seit drei Wochen so, wenngleich nicht ganz so toll.

Das Frühstück wurde entsprechend dem allgemeinen Schlafentzug noch verzögerter als sonst aufgetragen. Unsere Mitgäste wollten zur Villa S. F., ich jedoch erst mein Tagebuch auf den neuesten Stand bringen, um dann später mit Mechtild ein bisschen durch das Dorf zu flanieren. Gegen Mittag machten wir uns auf der inzwischen fast menschenleeren Straße auf den Weg. Nur einige Fahrräder begegneten uns noch und ein offener LKW, auf dem grölende junge Männer ihre blauen Fähnchen als Siegeszeichen schwenkten. Wir kamen zu der stark reparaturbedürftigen Brücke, die über den alten Zimtkanal der Holländer führte, kehrten dann aber bald zurück, weil die Sonne heute wirklich unbarmherzig vom Himmel brannte. Stattdessen spazierten wir auf dem Rückweg am Strand entlang, lasen noch ein wenig unter den Palmen der Villa S. F., bis uns so gegen drei Uhr der Hunger zurück trieb. Ein Toast würde reichen, dachten wir. Zehn Minuten später erschien der Dienst habende Boy wieder, um uns klar zu machen, dass wir heute kein Brot bekommen könnten wegen der Wahlen. Na, dann sollte er doch eine Früchteplatte und den Aufschnitt ohne Toast bringen. Nach weiteren 5 Minuten erschien er wieder und fragte freundlich, ob wir auch Nudeln möchten. Ohne Mechtild zu fragen bestellte ich einfach zwei Portionen, und als sie dann endlich kamen, hatten wir große Mühe, alles aufzuessen.

Abends gab es Reis mit kleinen Garnelen, ebenfalls recht schmackhaft. Im Nachbar-Pavillion feierte man schon seit Stunden den Tag der Wahlen unter Einheimischen. J. war in aufgeräumter Stimmung und versuchte uns zu erklären, warum Frau Bandaraike die richtige Frau für das Land sei. Sie böte den Oppositionellen, die sogar die Tamilische Befreiungsorganisation unterstützten, die Hand zum Frieden an. Als die Opposition in den späten 70ern an die Macht gekommen wäre, hätte sie das Land mit einer Blutspur gegen die Anhänger der ehemaligen Regierungspartei überzogen. Nachdem sie aber wieder an die Macht gekommen wäre, hätte sie ihre Anhänger aufgefordert, bewusst auf Gegenrache zu verzichten, und es sei in der Tat ruhig geblieben. Die Tamile Tigers würden gezielt gegen Intellektuelle der regierenden Partei vorgehen, um die Köpfe der Bewegung zu vernichten. Ihr Anführer wäre eine Art Hitler. Selbst von Indien seien in der Vergangenheit Truppen auf die Insel entsandt worden, um die Tamile Tigers zu bekämp-

fen. Meinem Einwand, dass die Tamilen unter ärmlichsten Verhältnissen z.B. in den Teeplantagen lebten, begegnete er mit der Feststellung, dass Frau Bandaraïke dort jetzt zunehmend feste Häuser bauen ließe. Außerdem gäbe es so viele intellektuelle Tamilen, die als Ärzte, Anwälte usw. im Ausland lebten. Diese hätten auch dann wohl die Möglichkeit und die Verpflichtung, ihren Angehörigen etwas zukommen zu lassen. Ich kann das nur so im Raume stehen lassen, weil ich die Gegenseite nicht gehört habe. Verwunderlich war für mich allerdings, dass sie nur eine knappe Mehrheit von 51% erlangt und damit im Vergleich zur letzten Wahl wohl so an die 14% verloren hatte, obwohl das jüngste Attentat auf sie angeblich die politisch Uninteressierten für sie mobilisiert hätte.

Mittwoch, 22.12.1999

Die Düsseldorfener waren nun endlich zu ihrer mehrfach verschobenen Bootstour aufgebrochen und wir beschlossen, die Hamburger auf ihrem Weg zur Lagune zu begleiten. Wir liefen ein Stück nach rechts die Straße hinunter, überquerten wieder den alten Zimtkanal auf der maroden Brücke, um ihm dann zur Linken zu folgen bis zum Ende der Landzunge hin, von der man aus einen Bück auf Negombo und den Flughafen hatte. Ein überdachter Sonnenschutz aus Beton war hier errichtet worden für eine Christusstatue. Wir zogen uns in den wohltuenden Schatten zurück und fanden Gelegenheit, die Umgebung zu beobachten. Die ersten Besucher waren eine Kuh und ihr krank aussehendes Kalb mit aufgeblähtem Bauch und einer geschwollenen Backe, das vor sich hin seiB. meine Nähe suchte. Hier erwies sich mein Handstock von unschätzbarem Wert, der das Vieh zunächst auf Distanz hielt, aber auch zum Objekt seiner knobB.en Neugierde wurde, bis es sich dann, ohne irgendetwas zu fressen, erschöpft niederließ. Zwischenzeitlich zerriss ein Ruf des Erschreckens die dösende Stille. Meine Frau glaubte ein Krokodil auf der anderen, urwaldartigen Seite des Kanals entdeckt zu haben. Wir vermuteten eher, dass es ein Waran war, obwohl die Düsseldorfener nach ihrer Bootsfahrt bestätigten, dass sie mit eigenen Augen Krokodile gesehen hätten. Die beiden nächsten Besucher waren zwei Brüder auf ihren Rädern, denen Brigitte zwei Kulis aushändigte, die nach wie vor hier hoch im Kurs liegen wegen der guten deutschen Qualität. Als sie nach „money“ verlangten, lehnten wir ab und sie trollten sich zunächst. Dann erschien ein asketisch aussehender Mann, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, mit Angelgerät, verneigte sich kurz vor dem Christus-Standbild und stapfte durch das trübe Wasser in Richtung Lagune, wo wir ihn aus den Augen verloren. Mittlerweile waren die Jungen zurück-gekehrt, um uns mit ihren Feuerwerkskörpern zu vergraulen. Unterwegs wurden wir häufig freundlich angesprochen, woher wir kämen, wo wir wohnten. Die „Unterhaltung“ erschöpfte sich meistens in diesen Floskeln, weil die Englischkenntnisse der Einheimischen in der Regel nicht ausreichten, um ein Gespräch anzuknüpfen. Einmal hielt ein LKW mit freundlich grüßenden Arbeitern auf der Ladefläche. Einer stieg aus und hielt uns eine Tüte mit Weintrauben ähnlichen Früchten hin, die wir schlecht ablehnen konnten. Heimlich pellte ich eine ab und probierte die saure Frucht, immer nach dem Motto: „Peel it or skip it“, was auf Deutsch so viel heißt wie: Abpellen oder wegwerfen.

Zum Lunch war F. wieder da, einer der beiden Süddeutschen, die zusammen auf einer Rundreise im Süden gewesen waren. J. begrüßte ihn Augen zwinkernd: „Meine liebe alte Drecksau!“ und beide lachten.

Anschließend verzogen wir uns Richtung Villa S. F., wo es sich bei der drückenden Schwüle immer noch am besten aushalten ließ. Mechtild lief alleine zum Strand hin, um bald darauf ein wenig irritiert zurück zu kehren. Was war geschehen? Sie hatte beobachtet, wie in naher Entfernung ein junger Mann seine Shorts öffnete und bei ihrem Anblick zu onanieren begann. Als sie ihn anschaute, habe er sich kniend hinter einen Baum verzogen, ohne sich sonst weiter beirren zu lassen.

Daraufhin bestätigten die Hamburger, dass auch H. tags zuvor das gleiche Glück beschieden gewesen sei. Abends in der Runde erzählten wir alles J., der sich leicht amüsiert die beiden Männer beschreiben ließ. Er wolle der Sache nachgehen. Unsere Da-

men waren schon ein wenig entsetzt. Ich aber gab ihnen zu verstehen, dass sie das Ganze doch auch als Kompliment betrachten könnten. Ich meinerseits konnte mich nicht erinnern, dass eine hübsche junge Frau, meiner ansichtig geworden, zu masturbieren begonnen hatte. J., der alte Schelm, erschien darauf hin mit einer Kokosnuss, die er dem Stachelschwein vorwarf. Die anderen, dankbar über jede Abwechslung, waren ihm gefolgt und brachen plötzlich in fürchterliches Gelächter aus. Das Schwein hatte ein Loch in die Nuss gefressen und bumste jetzt die Nuss. „Die alte Drecksau!“ entfuhr es mir und wir hatten Tränen vor Lachen in den Augen.

Heute Morgen war es bedeckt und ausgesprochen schwül, also die passende Gelegenheit für einen Spaziergang die Straße entlang Richtung Negombo. Überall stießen wir auf Weihnachtsvorbereitungen. In den Häusern oder auch davor waren Krippen aus Stroh aufgebaut worden, selbst Moos ähnliche Bepflanzungen hatte man herbei geschafft. Außerdem standen überall Christbäume herum, aus Kunststoff mit allem möglichen Firlefanz aus Kunststoff behangen. Während aus den Lautsprechern „Jingle Bell“ und andere englische Weihnachtslieder dröhnten. Die Grundstücke wurden sauber ausgefegt, und an den Straßenrändern hockten Männer, die auf Plastikplanen Rinder oder Schafe zerlegten, umsurrt von Fliegen und umlagert von einer Meute hechelnder Straßenkötter; Der Weihnachtsbraten wurde vorbereitet.

Auf der rechten Seite fanden wir den Neubau oder bessere die Baustelle der Kirche, wo am nächsten Morgen der Weihnachtsgottesdienst stattfinden sollte. Das Dach war zwar gedeckt, aber außer einen riesigen Gerüst, auf dem Arbeiter dabei waren, die Innenwände zu tünchen, war der Innenraum vollkommen leer. Angeblich hätte man den Neubau geplant, weil die alte Kirche zu klein geworden wäre. Zurück auf der Straße umringten uns wieder lärmende Kinder, an die Mechtild Kulis verteilte, was sich wohl wie ein Lauffeuer herum gesprochen hatte, denn schon bald tauchte ein schwarzer Wuschelkopf nach dem anderen mit erwartungsfrohen Augen auf.

Ein Stück weiter die Straße hinunter stießen wir auf ein weiteres Beispiel krasser sozialer Unterschiede. Während links sich eine prächtige Villa mit zig Zimmern und einem erstaunlich hohen Wasserturm hinter einer von Glassplintern umsäumten Mauer erhob, tauchte rechts eine armselige Hütte aus Palmwedeln auf. Vor der Villa lag der Friedhof, der uns - wie immer im Urlaub - magnetisch anzog. Schon unterwegs waren uns an den Straßenmasten die Handzettel mit den Konterfeis der Verstorbenen aufgefallen, wobei der Letzte drei Tage vorher gestorben und nun schon begraben war aufgrund der raschen Verwesung und fehlender Kühlhäuser hier mehr als verständlich.

Der Friedhof selbst spiegelt ebenfalls die gesellschaftlichen Unterschiede wieder. Angefangen von pompösen Marmor-Denkmalern, z.B. für einen Deutsche, der hier vierund-siebzigjährig unter Gott weiß was für Umständen gestorben war, bis hin zum schrift- und schmucklosen Bambuskreuz. Die Gräber selbst wiesen nur Sandhügel auf, an eine Bepflanzung war unter diesen klimatischen Bedingungen überhaupt nicht zu denken.

Einige Minuten später erreichten wir die alte Kirche, an die eine Art Klosterschule angegliedert war. Der äußere Zustand wirkte bedrohlich und erbärmlich zugleich. Überall blätterte der Putz ab. Im Innenraum waren Kinder dabei, an der Ausschmückung der Kirche Hand an zu legen. Über den kircheneigenen Friedhof schlüpfen wir durch eine schmale Gasse zum Strand hin, auf dem wir dann gemütlich zurück schlenderten bis zur Villa S. F.. Nachmittags liefen die Weihnachtsvorbereitungen an der Villa T. F. auf Hochtouren. Der Pavillon und die angrenzenden Bäume wurden mit Luftballons geschmückt und mit glitzernden Kunststoffgirlanden behängt. Vorne am Büro der obligatorische künstliche Weihnachtsbaum und eine Krippe mit Gipsfiguren und weißen Gesichtern. Das Christentum der ehemaligen portugiesischen Besatzer hatte offensichtlich so stark die Glaubensvorstellungen der Einheimischen geprägt, dass wohl keiner auf den Gedanken gekommen war oder kommen durfte, es seiner eigenen ethnischen Vorstellung an zu passen, also einen braunhäutigen Christus zu schaffen.

Abends gab es ein vorzügliches Reis und Curry mit Hähnchen, seltsam zubereiteten Bananen, die eher wie Kartoffeln schmeckten, Dahl (ein nationaltypisches Linsengericht), Auberginen, Paprikaschoten mit Minze, weiße Kokosraspeln zum Neutralisieren ange-

sichts der scharfen Gewürze und braune mit Chili vermischt. Dazu gehört dann Papadam, frittierte Maismehl Flakes, die ebenfalls recht scharf sind. Zum Nachtisch bestellten wir uns frittierte Ananasscheiben, als wenn wir nicht alle schon satt waren, aber die Langeweile trieb es hinein. Brigitte hatte ein kleines Weihnachtsmännchen als Kerzenständer besorgt und ein kleines Töpfchen mit Weihnachtsutensilien und einem stilisierten Christbäumchen. H. hatte - natürlich rein zufällig - ein Tischdeckchen mit Weihnachtsornamenten dabei, während Mechtild zur Vorsicht ein Hutschenreuter Porzellan-



*Vorbereitungen auf das Weihnachtsfest*



*Über Geschmack lässt  
sich bekanntlich streiten!*

Glöckchen ein- aber nicht ausgepackt hatte, für den Fall, dass eine allgemeine Bescherung stattfinden sollte. Einfach so auf den Tisch stellen wollte sie das Schmuckstück aber auch nicht, weil sie ihr zu kostbar war. R. hatte in Negombo für die Angestellten drei Weihnachtskärtchen besorgt. Wir hatten Geld gesammelt, es hinein gelegt und spielten nun „Bescherung“, indem jeweils einer von uns die Briefchen überreichte. Als Problem erwies sich, dass ein weiterer Bediensteter wieder aufgetaucht war namens S., der vor unserer Zeit wohl schon da war, dann wohl gekündigt hatte, um in Saudi-Arabien als Kellner sein Geld zu verdienen. Da J. und Brigitte ihn noch kannten, fühlten sie sich verpflichtet, ihm etwas in die Hand zu drücken. Im Übrigen zeigte er sich als äußerst geschickter Kellner, der ständig dafür sorgte, dass Speisen bei Tisch angereicht wurden, während die anderen bei einer Bestellung immer die Hälfte vergaßen, bzw. für jedes Teil einzeln liefen.

Das Ganze wurde wieder untermalt von ständig explodierenden Knallkörpern, was sich zu Mitternacht, dem offiziellen Beginn der Weihnachtsfeierlichkeiten, zu einem lautstarke Inferno steigerte. Die Arrak-Flasche kreiste wieder in der Runde. „One for the road!“ wie J. zu sagen pflegte und entsprechend ausgelassen war die Stimmung. Jetzt erst wurde das Christuskind in die Krippe gelegt und jetzt war Weihnachten.

Wir hatten darauf verzichtet, die mitternächtliche Ucht in der alten Kirche zu besuchen, nachts alleine den weiten Weg zurückzulegen. Stattdessen wollten alle morgens um 8.30 Uhr in die Weihnachtsmesse in die neue Kirche. J. hatte uns auftragsgemäß um sieben Uhr geweckt, ein kurzes Bad, als mir auch schon A. über den Weg lief. Ich gab ihm zu verstehen, dass wir alle Frühstück wollten und zog mich schon mal an. Als wir am Tisch saßen, war immer noch nicht vom Abend vorher abgeräumt, geschweige denn schon etwas aufgetragen worden. Um zwanzig vor acht erschien K., unser Kochzwergerl, um sich nach unseren Wünschen zu erkundigen. Spiegeleier wollten wir, einige auch Obst und natürlich Tee. Ich sah schwarz bezüglich unseres pünktlichen Erscheinens an der Kirche. 8.15 Uhr kamen die Eier und auch J., der uns noch einige nützliche Informationen mit auf den Weg gab: Frauen sollten einen Schleier um die Schultern tragen und zum Schluss der Messe wünsche man dem Priester persönlich ein „Merry Christmas“. Als wir uns endlich auf den Weg machten, war es wohl schon 8.45 Uhr, aber wir waren beileibe nicht die Letzten. Immer noch strömten ganze Familien in Festtagskleidung zur Kirche. Natürlich hatten auch wir Männer lange Hosen an, während die Damen ein züchtiges Kleid trugen. Schon von weitem hörten wir über Lautsprecher bekannte Melodien. Selbst die neue, größere Kirche war hoffnungslos überfüllt. Trauben von Menschen standen schon davor in der Sonne, viele mit kleinen Kindern; auch saßen einige Greise auf Steinen im Schatten. Die außen stehenden Seitenschiffe waren ebenfalls restlos überfüllt. Vor dem Hauptportal stand ein Tischchen mit einer Sand gefüllten Schale, deren Bedeu-

tung wir noch näher kennen lernen sollten. Wir hatten uns am hinteren Eingang aufgebaut und dank meiner Körpergröße konnte ich von dort aus alles recht gut überblicken. Drinnen standen die Leute oder saßen auf dem Fußboden, alle so gut gekleidet, wie ihre finanziellen Möglichkeiten es ihnen erlaubte. Viele Eltern hatten ihre Kinder auf dem Arm, damit auch sie etwas sehen konnten. Vorne links sang ein Knabenchor, dann hielt der Priester eine Predigt, von der wir natürlich kein Wort verstanden, doch, manchmal fiel das Wort „Sri Lanka“. Dennoch war es reizvoll, dem melodiosen Singsang zu folgen, aus dem zu entnehmen war, dass er stark mit rhetorischen Mitteln arbeitete. Also fand ich Zeit meine Blicke ein wenig schweifen zu lassen, die immer wieder von der Farbenpracht der Festtagskleider angezogen wurden. Gerade die Farben Orange und Königsblau bildeten einen reizvollen Kontrast zu der braunen Hautfarbe und den blitzend weißen Zähnen. Links neben mir kümmerte sich liebevoll eine bildhübsche junge Mutter um ihr niedliches Töchterchen von vielleicht 15 Monaten, deren Haar in zwei kunstvoll geflochtene Zöpfchen überging. Natürlich trug es schon Goldreife und goldene Schühchen, einfach zum Knuddeln, die Kleine. Zur Opferung zogen zwei rot gekleidete Messdiener los, ausgerüstet mit langen Stangen, an deren Ende eine Blechbüchse mit Schlitz angebracht war. Inzwischen drang von dem Tischchen am Eingang Wohlgeruch zu uns herüber, der von Räucherkerzen stammte, die jetzt im Sand der Schüssel standen und die jetzt hinein getragen wurde.

Vor der Kommunion erfolgte der Friedensgruß auf singhalesische Art und Weise. Mit vor der Brust gefalteten Händen verneigte man sich flüchtig nach allen Seiten. Zur Kommunion reihten wir uns ein in die lange Schlange der Wartenden, so dass die Kinder reichlich Gelegenheit hatten, den weißen Riesen mit dem Stock zu begaffen. Der Knabenchor geriet sogar völlig aus dem Häuschen. Die Jungen stießen sich gegenseitig an, deuteten mit dem Kopf in meine Richtung und kicherten sich eins. Wahrscheinlich wird manch einer zu Hause erzählt haben, er sei dem Heiligen Christophorus begegnet.

Nach der Messe waren wir schon auf dem Weg zur Straße, als uns J. in die Arme lief, der natürlich die Messe geschwänzt hatte, „die alte Drecksau!“. Jetzt aber musste er sich unbedingt beim Priester sehen lassen, um ihm „Frohe Weihnachten“ zu wünschen und wir mussten mit, da gab es kein Entrinnen, also wieder einreihen in die lange Schlange, bis man dran war. Wenn man vor ihm stand, hielt man die Hände gerade vor der Brust gefaltet und murmelte „Happy Christmas, Father!“ und nicht „Du liebe alte Drecksau!“, wie J. scherzend empfohlen hatte, wobei er seine Handgelenke kreuzte, als hätte man Handschellen an. Der Priester umfasste dann die betenden Hände und wünschte ebenfalls ein Frohes Fest.

Auf dem Rückweg von der Kirche fragte ich J., wie ein solcher Neubau finanziert werde, da es hier ja keine Kirchensteuer gibt. „Ganz einfach!“, meinte er. Der Priester hätte den Leuten gesagt, jeder müsse jede Woche nach seinen Möglichkeiten ein Scherflein dazu beitragen, und wenn es nur 5 Rps. wären. Er gäbe zum Beispiel 500 Rps, und so käme das Geld zusammen. Mir war übrigens noch aufgefallen, dass die reicher aussehenden Herren Stoffhosen trugen. J. meinte aber, dass sei keine Frage des Geldes. Der Sarong sei Nationaltracht und werde in allen Schichten getragen.

Abends gab es dann das Weihnachts-Festessen, das mit einem Arrak-Cocktail begann, dem eine Gemüsesuppe und eine Salatplatte folgte, eine Art Frissee-Salat, Tomaten mit roten Zwiebeln nebst Gurken und kaltem Kartoffelsalat, in Essig und Öl angemacht, wie überhaupt hier die Kartoffel nicht als Beilage, sondern als Gemüse gilt. Gleichzeitig wurden schon die Reisplatten aufgetragen, bis dann der Höhepunkt erschien: Zwei gebratene Truthähne, gefüllt mit Gemüse wie Zwiebeln, Möhren und Sellerie. Dazu wurden zwei leckere Barbecue-Soßen gereicht, wobei eine aus Knoblauch, Tomatenketchup und klein gehackten Eiern bestand. S. als Chef de Rang war die meisterliche Aufgabe zugefallen, die Vögel zu tranchieren, was ihm in Anbetracht der stumpfen Messer einiges an Mühe kostete. Hier hätte eine Geflügelschere Wunder bewirkt. J. ließ es sich nicht nehmen, uns durch seine Anwesenheit beim Festmahl zu beehren, um hin und wieder seine deutschen Redensarten einfließen zu lassen. Ich konnte nicht umhin, ihn um eine weitere Variante zu bereichern: „Du alte Pottsau!“ Daran fand er offensichtlich Gefallen und schwor

sogleich, seinen Freund aus Süddeutschland am nächsten Morgen gebühren am Flugplatz zu begrüßen: „Hallo, meine liebe alte Pottsau!“ Wenn man bedenkt, dass der Bursche auf unsere Kosten an dem Festmahl mit schmauste, hatte meine Wortschatzerweiterung durchaus etwas Zweideutiges an sich.

K. hatte sich wirklich alle Mühe gegeben und unsere Gaumen zum Abschluss noch mit einem Karamellpudding verwöhnt, den wir aber erst eine Stunde später einnehmen konnten. Er schien sichtlich erschöpft und doch zugleich glücklich zu sein über unsere Lobpreisungen. Von uns befragt, erzählte er, dass er aus Galle stamme, wo seine fünfköpfige Familie in einer Strohhütte am Stadtrand lebe. Er hätte vor 20 Jahren das Kochen bei einem Freund gelernt, der ein Hotel am Unawatuma-Strand hatte.

Während des Truthahnessens erschienen plötzlich verkleidete Gestalten, die sich bei näherem Hinsehen als Sternsinger entpuppten und uns die Weihnachtsszenen vorspielten. Irgendwo lustig zu sehen, wie anstelle der sattem bekannten weißen Kindergesichter nun uns das Weiße der Augen in den dunklen Kindergesichtern entgegen funkelte. Zum Schluss der Darbietung vollführte noch ein Kind mit einer weißen Nikolausmaske und einem roten Nylonüberzug einen Tanz, um dann anschließend die Sammelbüchse kreisen zu lassen. Doris und H. waren die Ersten, die uns verließen, begann doch am nächsten Morgen ihre Rundreise. Unsere Frauen verabschiedeten sich auch bald, sodass wir vier Männer - J. war inzwischen immer wieder mal eingeknickt - uns noch dummes Zeug erzählten und noch einige Arraks zur Verdauung tranken.



Wir waren früh aufgewacht, und nach einem kurzen Bad im Pool nahmen wir am gemeinsamen Frühstück teil. Nach der Verabschiedung von H. und G. - ich zählte fünf Koffer, bzw. Taschen, die der arme G. zum Auto schleppte - zogen wir uns wieder an die See zurück, wo am späten Nachmittag J.s Gäste aus Süddeutschland eintreffen sollten. Schon seit Mittag saßen J.s Frau und die junge Gärtnerin, angeblich erst 16 Jahre, auf der vorderen Terrasse in Erwartung der befreundeten Familie aus Deutschland, die in die oberen Räume von S. F. einziehen sollten. Es handelte sich hierbei um ein älteres Ehepaar nebst Sohn und Freundin. J. selbst hatte schon mal längere Zeit in Deutschland bei seiner „lieben alten Drecksau“ verbracht, wurde auch von dem Zeitpunkt des Eintreffens dieser Gäste an kaum noch gesehen, weil er sich ständig um diese Leute kümmerte. Während wir noch im Schatten so vor uns hin dösten, erlebten wir plötzlich eine unliebsame Überraschung, als ein riesiger Truthahnknochen auf uns herab prasselte, fast wie im Schlaraffenland, wo ja angeblich gebratene Tauben in den Mund fliegen. Das Rätsel war schnell aufgeklärt: Die Seidenglanzkrähen hatten an der Villa T. F. im Müll gewühlt, sich die Knochen heraus gefischt und waren damit zu ihren Stammlätzen an der See geflogen, wo sie sie genüsslich verspeisten.

Zurück in Villa T. F. erlebten wir eine weitere Überraschung: Mehrere einheimische Familien, offenbar gute Bekannte oder Freunde J.s, hatten den Pool in Beschlag genommen. Die Mädchen oder Frauen zogen sich nicht aus, sondern gingen mit ihren Kleidern ins Wasser. Bier- und Arrakflaschen standen auf den Tischen und entsprechend lustig ging es her. Den Abend vorher hatten wir mitbekommen, wie S. J. um eine Ent-

scheidung bat. Drei Jugendliche hatten bei ihm Arrak kaufen wollen, was er aber ablehnte. Man muss erklärend erwähnen, dass Alkohol nicht so ohne weiteres in den Geschäften oder am Kiosk zu kaufen ist, eigentlich nur in lizenzierten Lokalen. Ein weiteres dieser Art stand 5 Minuten weiter die Straße herunter und nannte sich „Sea Queen Restaurant and Bar“, glich aber eher einer dunklen Kaschemme. Dort wurde auch Arrak verkauft, allerdings panschte der Besitzer das Gesöff mit Wasser. In seinem Lokal, so betonte J., bekämen nur gute Bekannte und Nachbarn etwas zu trinken, wobei ich seine letzte Aussage ein wenig relativieren möchte, wenn man bedenkt, dass angeblich einer seiner Nachbarn den Hofhund Blacky tierarztreif geschlagen hatte, der nun mit trüben, blinden Augen humpelnd durch die Gegend irrte und seine Wunden leckte.

Abends sollte es die Henkersmahlzeit für Brigitte, J. und F. geben, allerdings waren heute alle dienstbaren Geister bemüht, die Freunde der Familie vorne im Beer Garden zu friedeln zu stellen, sodass wir unser Essen erst gegen 20.30 Uhr bekamen, obwohl wir seit 19.00 Uhr am Tisch warteten. Ich war bereit, das für dieses eine Mal als Ausnahme zu akzeptieren, wenngleich J. schon bald der (nicht vorhandene) Kragen platzte. Man gelobte Besserung für die nächsten Tage, aber wer das Leben auf Sri Lanka kennt, der weiß, was man hier am meisten braucht: Zeit und Geduld. Wir verabschiedeten uns bei den Dreien vor dem Zubettgehen, weil sie früh morgens fliegen würden.

Montag, 27.12.99

Wir waren bewusst früh aufgestanden, weil K.s heute früh ankommen würden und wir nicht von ihnen geweckt werden wollten. Allerdings wurde es erst 9.15 Uhr, bis sich der Kombiwagen hupend in der Auffahrt bemerkbar machte. Natürlich begrüßte ich Helmut, der ja immer für einen Spaß gut ist, mit dem J.-Zitat: "Meine liebe alte Drecksau!" Bevor er mir eine langen konnte, versuchte ich ihm den Hintergrund dieser freundlichen Begrüßung zu erklären. Mit K.s zusammen war eine weitere Gruppe von Deutschen, drei Männer und eine Frau, alle so um die Mitte dreißig, angekommen. Die auch aus Süddeutschland stammten uns sich offenbar gut untereinander kannten, aber weder jetzt noch im Folgenden irgendwelche Anstalten machten, sich uns vorzustellen.

Nach einem gemeinsamen Frühstück zeigten wir ihnen die Vorzüge von Villa S. F., wo sich mittags ein weiterer junger Mann, nämlich B., ein Freund F.s, einfand, der gerade von einer Rundreise in den Süden zurückgekommen war, und zwar mit dem Express-Bus von Galle bis Colombo und von dort mit dem Tuk-Tuk zur Villa. Die Fahrt mit dem Bus - Sitzplatz inklusive - ohne Zwischenstopp kostete für die ca. 120 Km lange Strecke 60 Rps, also nicht ganz 2 DM. Für die 20 km mit dem Tuk-Tuk hatte er 500 Rps., also etwa 14 DM zahlen müssen.

Mit B. kamen wir schnell ins Gespräch, ein hoch- und gut gewachsener sympathischer Mittdreißiger, seines Zeichens Volkswirtschaftler, der Mitte Januar eine neue Stelle als Controller in einem Rüstungsunternehmen anfangen sollte und die Übergangszeit jetzt zu einem ausgiebigen Urlaub nutzte. Eigentlich stand noch auf seinem Wunschzettel der Aufstieg zum Adam's Peak, jenem 2240 m hohen Berg, der fast allen Religionen als Wallfahrtsstätte dient, weil sich auf dem Gipfel eine etwa 1,60 m lange Vertiefung befindet, die stark einem menschlichen Fußabdruck ähnelt. Man beginnt den Aufstieg über die mehr als 4000 Stufen gegen Mitternacht, im Idealfall bei Vollmond, um dann bei Sonnenaufgang die Bergspitze bei 8° C zu erreichen und dort einen gigantischen Ausblick über die bewaldeten Niederungen zu genießen. Dabei klettern selbst ältere Leute oder Gehbehinderte, kleine Kinder, ja, sogar Schwangere hier hoch, wie ich mir habe berichten lassen. Die Gruppe der vier anderen Deutschen hatte dieses Unternehmen für die Jahrtausendwende geplant. Abends ergab es sich, dass sich B. mit uns an den großen Tisch setzte, während die anderen vier nebenan am Katzentisch Platz genommen hatten, wo man zwar im Prinzip auch gut saß, aber nicht ganz in den Genuss des Deckenpropellers kam und demzufolge ein wenig mehr von Insekten geplagt wurde.

Im Laufe der angeregten Plauderei nach dem Abendessen tauschten wir Reiseerfahrungen aus, bis dass der Arrak uns in Morpheus Arme trieb.

Schon beim morgendlichen Schwimmen waren uns die vielen weißen Fähnchen auf der Straße aufgefallen, untrügliches Zeichen für den Heimgang eines Nachbarn. Auf unser Nachfragen hin erfuhren wir, dass der Nachbar links von uns plötzlich verstorben sei (S.: „An old man of 55 years" - Du alte Drecksau!") Wir erfuhren weiterhin, dass er tags zuvor gestorben sei und nachmittags um 4 Uhr begraben würde.



*Ein Trauerhaus*

An diesem Morgen wollte ich unbedingt nach Negombo hin, wo man möglicherweise einen Optikerladen fand, in dem man vielleicht meine Brille wieder gerade biegen konnte, auf die meine liebe Frau vor einigen Tagen aus Versehen getreten war. Zwar hatte ich eine Ersatzbrille dabei, allerdings mit geringerer Sehschärfe. Außerdem wollten wir einer Batikfabrik und einem Juweliergeschäft unsere Aufwartung machen und, wenn möglich, auch noch Käse für unser Frühstück erstehen. Angesichts dieser etwas komplizierten Planung kam ein öffentliches Verkehrsmittel wie etwa der stets hoffnungslos überfüllte Bus wohl kaum in Betracht, zumal wir auch keinerlei Vorstellung hatten, wo die einzelnen Läden liegen konnten. Zu Fuß wären wir zudem rettungslos in diesem Moloch von Stadtreiben verloren gewesen. Also baten wir S. gegen 9.30 Uhr ein Taxi zu bestellen, was natürlich „no problem" war. Als wir um 10 Uhr immer noch kein Taxi sahen, bohrten wir nach und erhielten zur Antwort, dass es so kurz vor Neujahr immer etwas schwierig wäre, ein Taxi zu bekommen, da die meisten ausgebucht seien, ob wir nicht am nächsten Tag fahren wollten, dann wäre alles „no problem". Nein, wir wollten nicht, ob wir denn möglicherweise auch mit zwei Tuk-Tuks einverstanden wären. Wir waren, warum auch nicht? Die Damen hatten sich mittlerweile zurückgezogen, um ihre nie enden wollende Körperpflege abzuschließen, während wir Männer auf dem Säulenmäuerrchen im Eingangsbereich den Ameisen als willkommene Abwechslung dienten. S. war inzwischen auf seinem neuen Mountainbike (8000 Rps.) los gedüst, um zwei Tuk-Tuks zu organisieren.

Nach einer weiteren Stunde hielt das erste, ein zweites war jedoch weit und breit nicht in Sicht. S. schlug vor, zu viert darin Platz zu nehmen. Wir stellten allerdings bald fest, dass Mechtild und ich schon genug damit zu tun hatten, auf der Hinterbank ausreichend Platz zu finden. Kurzerhand begaben sich also S. und der Fahrer auf die Suche nach einem

Kollegen und nach einer weiteren halben Stunde schienen sie fündig geworden zu sein. Nun galt es, den Preis auszuhandeln: 1200 Rps. wollten sie haben für ca. 1<sup>1/4</sup> - 2 Stunden. Wir boten 800 und einigten uns schließlich auf 1000.

Los ging die Knatterei in dem überdachten Gefährt. Seitlich konnte ich nichts erkennen, da die Überdachung mir den Blick versperrte. Wenn ich mich bückte, konnte ich vorne durch die Sonnenblende des Fahrers etwas erblicken. Die Slalombewegungen des Fahrzeugs bewirkten jedoch, dass ich meistens halb über Mechtild lag oder sie über mir. Irgendwann unterwegs fing das Vehikel an zu stottern, worauf der Fahrer mit seiner Rechten mir zwischen die Beine griff, den Blick stur nach vorne gerichtet, und einen Hebel umlegte, worauf der Stinker erst noch knurrte, dann aber wieder seine maximale Geschwindigkeit von 30 km/h erreichte. Kurz vor Negombo tankten dann beide ein Benzin-Öl-Gemisch (Preis ca. 1,51 DM pro Liter), um sich dann mit frischen Kräften in das Getümmel der 30.000-Einwohner-Stadt zu stürzen. Nach einigen Rückfragen seitens der Fahrer erreichten wir einen Optikerladen. Der Fahrer des zweiten Tuk-Tuk erwies sich hierbei und bei allen weiteren Begegnungen mit Einheimischen als wertvoller Dolmetscher. Ob wir den zweiten waagerechten Bügel meiner Brille ebenfalls heruntergebogen haben wollten oder ob der schiefe an dem geraden ausgerichtet werden sollte? Drei Mädchengesichter schauten mich erwartungsvoll an, während ich so langsam zweifelte, ob ich im richtigen Laden war.

Geduldig erklärte ich, dass ich eigentlich nur wieder richtig durch die Brille sehen wollte und kein Kunstobjekt kreieren wollte, was allgemeines Verständnis hervorrief und die ältere dazu brachte, mit meiner Sehhilfe in einem Nebenzimmer zu verschwinden, während ich unserem Fahrer weitschweifig von meinem gestörten Verhältnis zu Brillen erzählte, um die Zeit totzuschlagen.

Mittlerweile war die junge Dame wieder lächelnd zurückgekehrt, nicht etwa mit den kümmerlichen Resten deutscher Wertarbeit, sondern mit einer Brille, die auch noch auf Anhieb saß. Ich bezahlte nicht ganz drei Mark, verabschiedete mich höflich und nahm jetzt bei unserem Dolmetscher Platz, weil K.s der Meinung waren, ich verstünde mehr von dem, was er alles so unterwegs zu erzählen wusste.

Die Suche nach der Batik-Fabrik schien sich als sehr schwierig zu gestalten, bis uns mitgeteilt wurde, die Fabrik habe man kürzlich geschlossen, um darin eine Schule anzusiedeln. Man kenne aber den einen oder anderen Batik-Laden in der Stadt. Schon bald betraten wir den ersten. Die Damen sichteten Stoff für einen Wickelrock, während ich einen passenden Sarong suchte, jenes unkomplizierte Beinkleid, praktisch ein zugenähtes rundes Tuch, das kunstvoll geschwungen die Beine und Lenden umhüllt, gut aussieht und luftig ist. Für nicht ganz 30 DM erhielten wir nach dem rituellen Handeln die besagten Stoffe und auch K.s deckten sich damit ein, sodass wir in der Zukunft jeden Kostümball bereichern können. Oder sollte ich gar versuchen, bei Schulz im Sarong ein Brot zu kaufen? Ich verwarf den Gedanken schnell mit Rücksicht auf die Reputation meiner Frau.

Als nächstes steuerten wir ein Juweliergeschäft an. An einer hufeisenförmigen Theke saßen acht Männer, die an ihren Kappen auf dem Kopf als Moslems zu erkennen waren. Gelangweilt sahen sie uns entgegen. Kaum hatten wir Platz genommen, als sie Kisten mit unterschiedlichen Goldkettchen anschleppten. Wir wollten eigentlich etwas ganz Anderes, nämlich Goldkettchen mit dem arabischen Namenszug unserer Vornamen, so dachte ich, hätten wir ausgemacht. Zur Vorsicht hatten wir uns von S. die Na men



*Im Tuk Tuk auf der Fahrt nach Negombo*



*Mein neuer Sarong und Sybilles Wickelrock*

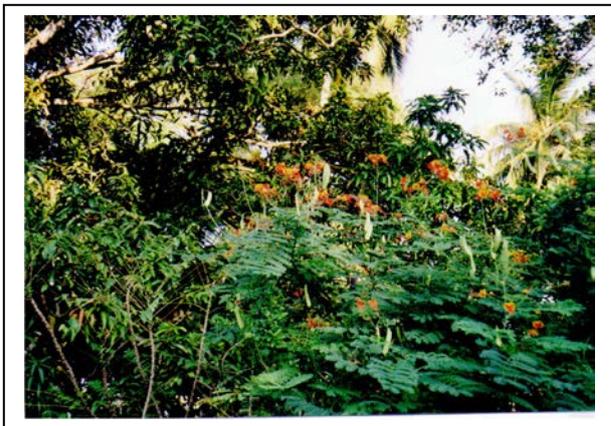
auch auf Singhalesisch aufmalen lassen, einmal, um die Wirkung der unterschiedlichen Schriftzüge zu vergleichen, andererseits aber auch für den Fall, dass dort kein Arabisch gesprochen oder geschrieben wurde. In der Tat dauerte es lange, bis sich jemand fand, der Mechtilds Namen auf Arabisch schreiben konnte. Mein Name war überhaupt nicht mehr im Gespräch, nachdem die beste aller Ehefrauen mit Scheidung gedroht hatte, falls ich ein Goldkettchen tragen würde. Der vom Vater geerbte Ring an meinem Finger sei für sie die Schmerzgrenze, deklarierte sie kurzer Hand, und ich schwor insgeheim, dass ich im Falle einer Scheidung mir als erstes eine schwere Goldkette kaufen würde. Nun, nachdem diese Lappalien geklärt waren, wandten wir uns den wichtigeren Dingen zu, nämlich, wie lang die Kette sein sollte, wie viel Gramm sie und das Anhängsel wiegen sollten, wann es fertig sein würde und - ja, nebenbei auch - wie viel der Spaß denn kosten würde. Anstatt einen Preis zu nennen argumentierte der Verkäufer ständig mit irgendwelchen Grammangaben, betonte aber, er werde uns einen guten Preis machen. Nun, wer hätte das nicht gesagt? Unser Dolmetscher schien uns zu unterstützen, indem er betonte, wir kämen häufiger nach Sri Lanka und seien somit auch zukünftig potentielle Kunden. Außerdem - als sein Nachbar könne er doch auch einen guten Preis machen, was mir schon fast die Tränen in die Augen trieb. Offensichtlich durfte unser lieber Nachbar mit einem Anflug Basedowscher Augen aber gar nicht selbst den Preis bestimmen, er musste erst seinen schmallippigen Chef fragen, der etwas höher saß und sich während eines Handy-Gesprächs kurz den Zettel zeigen ließ und dann selbst etwas darauf kritzelte. Also, mit Arbeitslohn 8750 Rps. Ich lächelte ihn cool an und meinte, der Preis sei gut, nur leider viel zu hoch; 7500 könnte ich mir vorstellen. Gespieltes Entsetzen breitete sich in seinem Gesicht aus, während er Hilfe suchend zu seinem Chef schielte, der schon das nächste Telefongespräch führte. Ein flüchtiger Blick auf den Zettel, der Telefonhörer wechselte in die Linke und er kritzelte eine Zahl auf den Zettel. Freude strahlend kehrte Mr Basedow zurück und überbrachte die neue Zahl: 8000 Rps, was ungefähr 230 DM entspricht und was für 8 g Goldkette und 6 g Amulett incl. Arbeitslohn angemessen war und meine Zustimmung fand. Nach einer Anzahlung versprach er uns, dass wir das Teil am 5.1.2000 abholen könnten. Als nächstes fuhren wir zu einer Art Feinkostgeschäft, wo K.s ihren Frühstückskäse und ich meine Knoblauchpaste fanden. Wir beeilten uns nun den Rücktritt anzutreten, weil wir vor der Beerdigung noch einen Imbiss zu uns nehmen wollten. Auf dem Rückweg erklärte uns unser Fahrer, er habe 30 Jahre im Hotel Interconti gearbeitet. Daher seine guten Englischkenntnisse. Warum er jetzt als Tuk-Tuk-Fahrer arbeitete, ließ er offen und ich wollte auch nicht danach bohren,

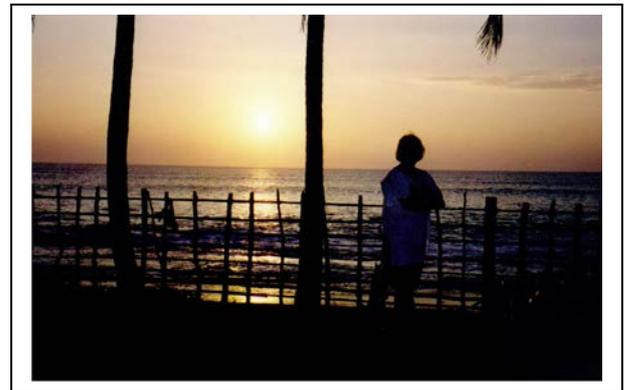
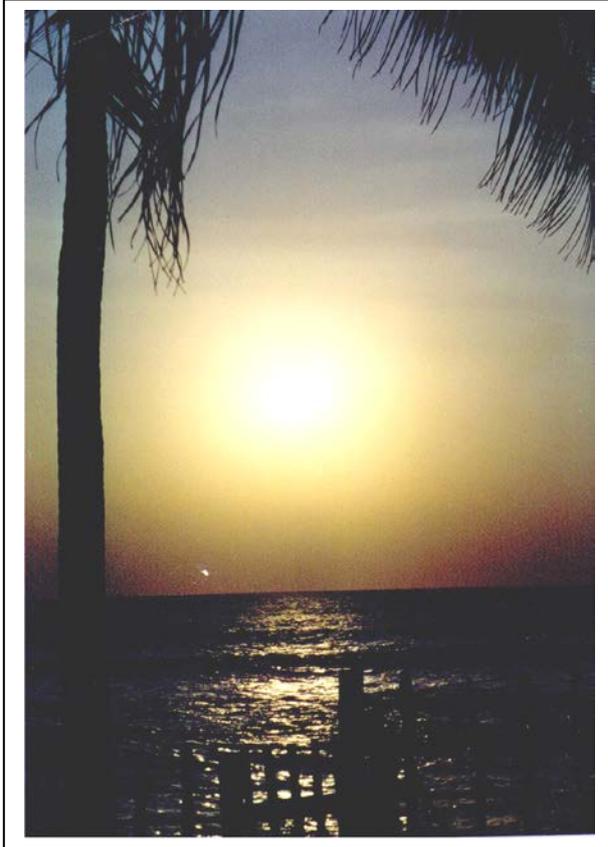
um ihn möglicher Weise nicht in Verlegenheit zu bringen. Des Weiteren erklärte er den schlechten Zustand der Straßen damit, dass sie auf Grund des 10-monatigen Regens häufig unterspült worden seien. Das hätte es noch nie gegeben, dass es von Januar bis November geregnet hätte; normal sei die Monsun-Zeit von April bis Juli. Auswirkungen von El Nino? Wer vermag es schon zu sagen, aber vielleicht passt es ins Bild, dass zu dieser Jahreszeit im Südosten schwere Orkane tobten und bereits Menschenleben gefordert hatten. Unterwegs überholten wir den Linienbus, der in einer engen Baustelle über den Straßenrand hinaus geraten war und nun festsaß, während die Passagiere teilweise mit aufgespannten Regenschirmen davor in der Sonne standen.

Kurz vor dem Ziel wies unser Fahrer dezent darauf hin, dass sein Kollege schon weinen würde wegen der inzwischen gut drei Stunden, die wir jetzt schon unterwegs waren und der zugesagten 1000 Rps. Eine geschickte Taktik: Man schiebt den Anderen vor, um seine eigenen Wünsche zu verdeutlichen. Ich versprach darüber nachzudenken, als wir auch schon wieder an den weißen Straßenfähnchen angelangt waren. Wir einigten uns auf 1200 Rps., worauf er sich beeilte, uns seine Visitenkarte zu hinterlassen. Es stellte sich heraus, dass er nur wenige hundert Meter die Straße hinunter wohnte. Bei einer erneuten Tuk-Tuk-Fahrt würde man sich bestimmt seiner erinnern.

Nach dem nachmittäglichen Imbiss (Bratkartoffeln mit Zwiebel und Chili, bzw. Gemüse Chop Suey) war es nun schon bald vier Uhr. Ich schlich mich zur Mauer, die an das Nachbargrundstück grenzte, um bei der nun folgenden Zeremonie einen Logenplatz zu haben. Die Mauer war so hoch, dass gerade mal mein Kopf darüber hinweg schaute und ich verhältnismäßig unauffällig alles beobachten konnte. Die Leiche war, wie hier üblich, zu Hause aufgebahrt worden. Vor dem Trauerhaus standen zig Kombiwagen. Einige Fahrer, alle übrigens mit weißem Hemd und schwarzer Tuchhose, unterhielten sich und rauchten. Die Angehörigen standen bis weit in den Vorgarten. Aus dem Haus hörte man das Murmeln von Gebeten, ab und zu unterbrochen von Wehklagen. Gegen vier Uhr hielt ein Motorrad auf der anderen Straßenseite. Ein Einheimischer stieg ab, zog seine Windjacke aus und hervor kam eine weiße Soutane mit schwarzer Bauchbinde, offensichtlich ein Priester, der jetzt die Einsegnung des Toten vornahm. Kurz darauf fuhr er wieder Richtung Kirche davon. Als nächstes war jetzt ein Chevrolet zu sehen, auf den man den Blumen geschmückten Sarg gehoben hatte. Davor gingen zwei Messdiener mit Kerze und Kreuz, gefolgt von einer älteren silberhaarigen Frau, die offensichtlich die Witwe war. Verwandte begleiteten sie, aber bald stieg alles in die Kombis. Lachende Gesichter waren zu sehen, aber auch einige weinende. Der Konvoi würde nun zur Kirche fahren, wo eine kleine Totenfeier stattfinden würde mit anschließender Beerdigung. Anschließend traf man sich wieder im Trauerhaus zum Leichenschmaus. In den nächsten sieben Tagen durften nur gute Bekannte, Nachbarn und Verwandte das Haus betreten. Dann war die Trauerphase beendet.

Am späten Nachmittag liefen wir noch einmal zur Lagune hinaus, um weitere beeindruckende Einzelheiten zu beobachten. Auf der Brücke wünschte uns ein irgendwie gedröhnt wirkender junger Mann „Happy X-mas and a happy new year!“. Seine roten Zähne verrieten, dass er die Bethel-Nuss gegessen hatte, deren Genuss einen Rausch ähnlichen Zustand hervorruft. Nirgendwo sah ich die sozialen Unterschiede so krass wie gerade hier. Während wir eben noch an Prachtvillen vorbei gelaufen waren, drangen wir nun in die ärmeren Viertel vor. Neben teilweise solide gebauten Betonhäusern stießen wir auch häufig auf Palmwedel- bzw. primitive Holzhütten. Kinder auf ihren Rädern ohne





Klingel und Lampen sausten an uns vorbei, nachdem sie vorher ihre Ankunft mit einem Zischlaut angekündigt hatten. Während wir uns noch darüber unterhielten, ob man in dem trüben Wasser des Kanals überhaupt baden könne, schwamm das letzte Stück eines bis auf die Knochen abgenagten Rinderbeines an uns vorbei. Ein Verdacht stieg in mir auf. Hatten wir nicht bei unserem letzten Besuch hier das kränkelnde Rind mit der geschwollenen Backe beobachtet, das keinerlei Nahrung mehr zu sich zu nehmen schien? Der Anblick von zwei jungen Frauen zog unsere Aufmerksamkeit an. Die eine wusch ihre Wäsche in dem trüben Wasser, die andere mit Shampoo ihre Haare.

Am Ende der Lagune erblickten wir einen weißen Rinderschädel, wobei wir in der Ferne Schwärme von Seidenglanzkrähen am Himmel kreisend beobachten konnten. Die Luft war erfüllt von ihrem heiseren Gekrächze. Wahrscheinlich vertilgten sie gerade die Überreste des Rinderkadavers - eine makabre Szene.

Im Wasser der Bucht standen zwei Fischer, ihr Boot in der Nähe, und warfen ihre Netze aus. Zwei Jungen versuchten vor unseren Augen ebenfalls ihr Glück und zogen winzige Fische an Land, über deren Verwendung wir zunächst nur rätseln konnten. Erst später in Negombo auf dem Sonntagsmarkt sahen wir ganze Haufen von diesen Fischen getrocknet und erfuhren, dass sie eingeweicht als Beilage zürn Reis und Curry gereicht würden. So langsam machten wir uns auf den Heimweg, um den Sonnenuntergang am Strand einmal bewusst zu erleben, was uns nur teilweise gelang, denn sie versank kurz vor dem Eintauchen ins Meer in eine dunkle Wolkenschicht, die sich gegen Abend über das Wasser gelegt hatte. Nach dem Abendessen, Calamarisfilet (hier „cattlefish" genannt,) mit

Reis wartete eine unangenehme Überraschung auf uns. Einer der Deutschen aus der 4er-Gruppe war vom Tisch aufgestanden und Richtung Pool gegangen, als er urplötzlich ohne irgendeinen Laut zusammenbrach. Seine Begleiter kümmerten sich sofort um ihn und B., der den ganzen Tag mit ihnen zusammen gewesen war, wusste zu berichten, dass die junge Dame Krankenschwester sei und dass ihm der junge Mann den ganzen Tag über schon aufgefallen wäre, weil er so schlecht aussah und an Atemnot litt. Mechtild bot noch ihre Hilfe an, was aber dankend abgelehnt wurde, Nach banger Minuten kam der Kranke wieder zu sich und man brachte ihn ins Bett. Zwischendurch wurde noch ein paar Mal nach ihm geschaut, aber offensichtlich war er bald gut eingeschlafen. Kurz nach 23.00 Uhr waren auch wir vier verschwunden, während B. noch mit Zweien aus der Gruppe und den Bediensteten draußen blieb und die halbe Nacht durchmachte - Haus ohne Hüter: J. war mit seinen deutschen Freunden auf Rundreise, sein Sohn Chang ebenfalls.

Mittwoch, 29.12.1999

Frühmorgens, als ich wach wurde, war draußen seltsamer Weise noch alles ruhig, ja selbst das monotone Schlurfen des Fegers war nicht zu hören. Ich beschloss, eine Runde zu schwimmen, während Mechtild sich auf die andere Seite rollte.

Als ich wiederkam, hatte sich immer noch nichts getan. Die Tische waren noch nicht leer geräumt worden, und auch sonst war kein Lebenszeichen zu vernehmen. Da hatte doch wohl nicht etwa ein Terrorkommando über Nacht die Dienerschaft ausgelöscht und den Safe in J.s Schlafstube geknackt? Vorsichtig schlich ich mich zum Haupthaus, wo ich durch die offenen Blendladen ins Büro schauen konnte. A. und S. lagen auf dem Fußboden und schliefen. Immerhin war es jetzt 7.45 Uhr und so langsam meldete sich mein Magen. Kräftig rüttelte ich an der Eingangstür und rief die beiden bei ihren Namen. Erst nach mehreren Versuchen reagierte S. als Erster, während A. noch im Halbschlaf mit seinem Glied spielte. „Oh, Sir, coming, breakfast?“ entfuhr es S. und ich begann zu ahnen, was gestern Abend los war. Die ganze Bande hatte gesoffen. Eine leere Rumflasche vor dem Haupthaus bestätigte meine Vermutung. Auch von den anderen Gästen war noch nichts zu sehen. Ich bestellte Rühr- und Spiegeleier, Tee, Früchte und Ananassaft, aber als ich seinen schlaftrunkenen Blick sah, war mir klar, dass dieses Frühstück noch nicht gegessen war. Zwischenzeitlich weckte ich meine liebe Frau, dann K.s, räumte schon mal den Tisch leer, aber von Frühstück immer noch keine Spur. Während mein Magen sich wieder unangenehm in Erinnerung rief, war A. da gewesen, um erneut die Bestellung aufzunehmen. K.s waren inzwischen auch da, bloß noch kein Tee. Mittlerweile war es 9.30 Uhr. Mechtild hatte schon einen Lappen besorgt und die Tischplatte gereinigt. Endlich erschien statt des Ananassaftes Papayasaft - auch nicht schlecht. Ananas wäre ihnen seit zwei Tagen ausgegangen, ebenso wie das Stout Beer und das Ginger Beer. Was sich immer wieder bestätigte: Sie waren nicht in der Lage, großschritzig zu denken und eine Ware, die stark gefragt war, auch mal auf Vorrat ein zu kaufen. Einzig das normale Lager Bier und Cola wären immer da, versicherte B. später.

So gegen zehn Uhr war auch der Tee da, allerdings nur eine Kanne, dafür aber so stark wie zwei. Klar brachte man noch heißes Wasser und endlich die Eier, natürlich alles Rühreier. Salz und Pfeffer? No Problem und schon trabte man wieder los. Butter? Na klar, Trab, Trab. Obst entfiel, weil es erst nachmittags auf dem Markt gekauft werden musste. So langsam wurden auch die anderen Zechkumpanen wach. Allerdings war ihnen noch nicht so nach Frühstück. Stattdessen bestellten sie Cola.

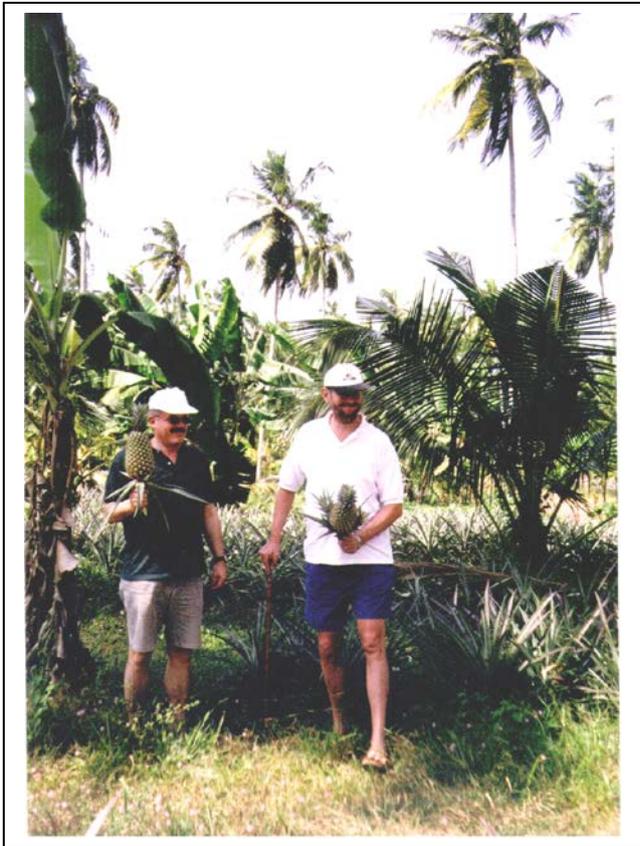
Wir enteilten zum Strand, bevor sich die anderen in den wenigen Liegestühlen niederließen, aber die Befürchtung war umsonst. Viel später erst kam die Krankenschwester mit ihrem piepsstimmigen Spargeltarzan, um sich mit B. zu beraten. Dem jungen Mann ging es offenbar immer noch nicht gut und man erwog einen frühzeitigen Rückflug. Sie hatte wohl versucht von der Villa aus zu telefonieren; aber J., das Schlitzohr, hatte das Telefon abgeschlossen. Unverantwortlich! Das erklärte auch unsere Schwierigkeit bei der Taxisuche. Was denn nun, wenn wir einen Arzt gebraucht hätten? Wahrscheinlich

hätten wir eher die weißen Fähnchen vor unserem Haus flattern gesehen als einen Arzt. Zum Glück hatte B. ein Handy dabei, sodass die beiden das telefonisch zu regeln versuchten, aber wohl ohne großen Erfolg. Darauf hin bot Mechtild ihnen an, den Weg zum Tuk-Tuk -Fahrer zu zeigen, damit sie zum Flughafen fahren konnten, um dort alles vor Ort und Stelle zu regeln. Gegen 14 Uhr wollten wir unser Lunch einnehmen. Unsere Zimmer waren nun schon zwei Tage hintereinander nicht gemacht worden. Helmut bestellte als Einziger Spaghetti mit Tomatensoße, aber extra scharf, während wir uns mit Gemüse begnügten. Zwischendurch war K. da, um uns mitzuteilen, dass immer noch kein Obst da wäre. Als Ausgleich bot er an, uns abends mit einem Reis und Curry mit Chicken zu verwöhnen. Während wir drei unser Essen bereits verzehrt hatten, wartete Helmut immer noch. Wir vertrieben uns die Zeit mit Karten spielen, aber um 15 Uhr gaben wir auf und liefen wieder zum Strand. Abends, nachdem ich meine üblichen 1000 m geschwommen war, gab es das berühmte Reis und Curry. Nach dem Abendessen spielten wir noch ein bisschen Karten, während die „Nachtschicht“ sich früh verabschiedete. Der Verlierer, so hatten wir vereinbart, sollte am nächsten Morgen das Frühstück organisieren. Da Helmut der Arme war, entschloss ich mich ihm zu helfen, indem ich alles, was wir zum Frühstück haben wollten, haarklein auf einen Zettel schrieb mit Angabe der Uhrzeit, wann wir das Frühstück haben wollten, nämlich 9 Uhr. S. kam abzuräumen, sah den Zettel, las ihn und hatte verstanden. Anschließend unterhielten wir uns noch kurz mit S. über Innenpolitik, fanden aber rasch heraus, dass er J.s Standpunkt teilte und gingen bald ins Bett, nachdem er uns noch stolz einige Kartentricks vorgeführt hatte.

Nach dem morgendlichen Bad saß ich schon um 8.30 Uhr am Tisch. Es dauerte gar nicht lange, bis S. kam und - man wird es nicht glauben - sich nach unseren Wünschen erkundigte. Ich erinnerte ihn an den Zettel und prompt fiel ihm wieder alles ein. Gegen 8.45 Uhr weckten wir K.s und um 9.05 Uhr rollte das Frühstück an, während K.s erst um 9.15 Uhr eintrafen. Sybille und ich hatten uns „String Hoppers“ oder Srilankesisches Frühstück bestellt, Nudeln mit Dhal und den scharfen Kokosraspeln mit Chili. Helmut hatte sich Rührei mit Chili bestellt. Als er probierte, schlugen ihm fast die Flammen aus dem Hals. Vorher gab es Bananen- bzw. Ananassaft. Schon abends vorher hatten wir ihn gebeten, uns gegen 10 Uhr ein Taxi zu organisieren, weil wir, wie im Reiseführer beschrieben, eine Ananasfarm und die berühmten Toddy-Tapper sehen wollten.

Natürlich musste ich ihn kurz erinnern, aber man sehe und staune, um 10 Uhr stand ein Kleinbus hupend in der Einfahrt mit einem adrett gekleideten Fahrer, der jeden von uns, was hier eher unüblich ist, per Handschlag begrüßte. Es stellte sich heraus, dass es S.s Bruder war, der einen modernen Kleinbus mit Klimaanlage fuhr und darüber hinaus auch noch gut Englisch sprach, so dass wir unterwegs allerlei Interessantes erfuhren, z.B. was die ärztliche Versorgung anbelangt. Wir kamen darauf, weil ich ihm erzählte, dass man tags zuvor den Nachbarn beerdigt hätte. Er habe ihn gekannt und meinte, er sei an Herzversagen gestorben, wobei viele Menschen hier Herzprobleme hätten. Abgesehen von den staatlichen Kreiskrankenhäusern müsse man bei allen anderen ärztlichen Einrichtungen selber bezahlen. In Anbetracht dieser Tatsache kann man



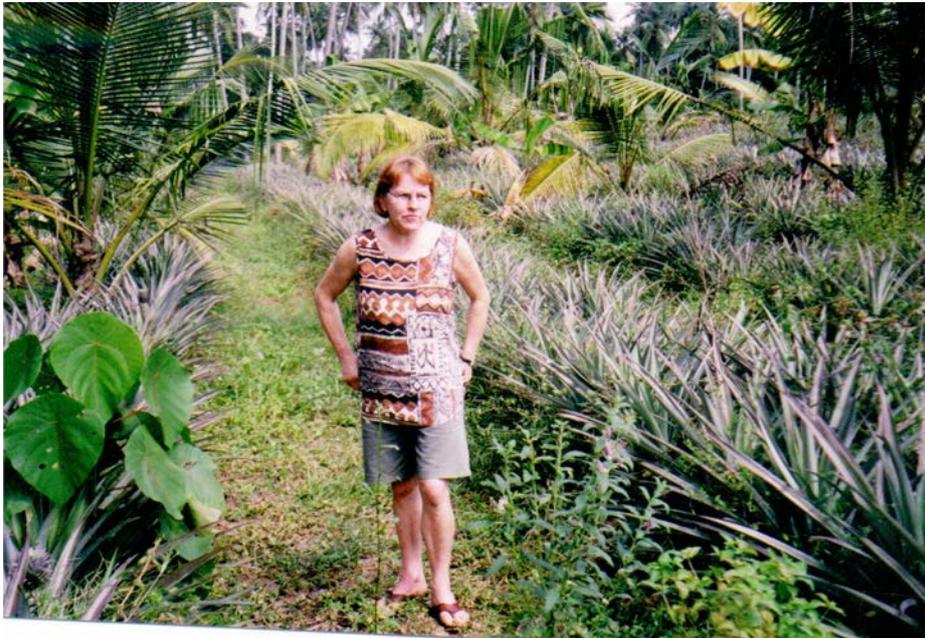


sich leicht vorstellen, dass eine Prophylaxe wie unsere Vorsorgeuntersuchung hier völlig unbekannt ist und demzufolge die Menschen auch eher sterben.

Wir fuhren bis Dja Ela, wo wir auf die Hauptstraße nach Colombo trafen. Diese fuhren wir ein Stück Richtung Hauptstadt, bogen dann aber bald in östliche Richtung ab, bis wir dann nach längerem Suchen und Fragen die Ananasplantage fanden, in der bereits die ersten Helfer bei der Arbeit waren. Wir fragten uns durch bis zum „Haupthaus“, einer Ruine vor der ein paar magere Truthähne grasten. Unserem Fahrer gelang es, einen Arbeiter dazu zu bewegen, für uns fünf frische Ananasfrüchte abzupflücken, oder besser gesagt: abzustechen, denn die Früchte wachsen an kniehohen Stauden mit Blättern, an denen sich außen sägezahnartige Kanten befinden. Oft wachsen die Früchte in mehreren Stadien auf einem Strauch, von der Blüte über Babyananas bis hin zur vollen Frucht. Man rechnet mit drei Ernten pro Jahr. Als wir uns durch die Beete bewegten, warnte man uns vor Schlangen, was Mechtild nicht abhalten konnte, mit meinem Stock bewaffnet sich in die Büsche zu schlagen, um einem menschlichen Bedürfnis nachzugehen. Wir bezahlten umgerechnet vier Mark für die Früchte und führen Richtung Toddy-Tapper. Unterwegs hielten wir noch an einer Bank, wo ich Reiseschecks eintauschen wollte. Vor der Bank stand ein Uniformierter, der die Einheimischen beim Eintritt mit einer Art Metalldetektor absuchte. Eine Art Portier fragte mich nach meinem Begehren und sofort gab er einer Angestellten ein Zeichen, die von der Bedienung der einheimischen Klientel abgezogen wurde und mich an der Schlange vorbei zu einem Tisch winkte, wo ich nach einem peinlich genauen Ritual dann endlich meine Rupien erhielt.

Im weiteren Verlauf des Weges kamen wir an etlichen Verkaufsständen vorbei, die im Wesentlichen eigentlich nur zwei Dinge feilboten: Kokosnüsse und Feuerwerkskörper. Wenn die alle gekauft würden, würde man Sylvester seines Lebens nicht mehr sicher sein. Bald schon tauchten die ersten Reisfelder mit den obligatorischen Wasserbüffeln und Fischreihern auf. Dann passierten wir eine Kautschukplantage. Die jungen Bäume werden spiralförmig angeschnitten, so dass der Saft, auch Latex genannt, unten in Schalen aufgesammelt und zwei Mal am Tag durch Frauen abgeholt wird. Anschließend wird er durch Hinzufügen von Säuren zur Gerinnung gebracht. Dann wird der Kautschuk in Handtuch große Matten gerollt und geräuchert.

Schließlich erreichten wir die Kokosplantage, die aus ca. 80 Palmen bestand. Diese Palmen werden auch als „Geschenk der Armen“ bezeichnet, weil alles von diesem Baum zu gebrauchen ist. Aus den Früchten wird Öl gepresst oder Arrak gewonnen, der Bast wird zu Seilen verarbeitet, die Blätter dienen als Dach und das Holz wird zum Bauen verwendet. Ein Arbeiter spülte einen Blechnapf in stehendem Wasser ab, goss Palmsaft hinein, den er uns zum Probieren anbot. Wir hatten das Gefühl, dass wir schlecht Nein sagen konnten, warfen alle hygienischen Bedenken über Bord und nippten ein wenig daran und erkannten, dass er schon leicht gegoren war. Aus diesem Produkt gewinnt man Sirup, Arrak und Essig. Anschließend erschien einer der beiden Arbeiter, die jeweils 80 Palmen betreuen, um uns seine Kunst vor zu führen. Er war spindeldürr, trug eine Art Hüfttuch, unter dem nur der weiße Schlüpfer zu sehen war. Hinten an seinem Gürtel trug er einen Holzbehälter mit etlichen Werkzeugen. Hastig rauchte er noch eine Zigarette, bevor er uns zu seinem Aufstiegsbaum führte, an der leere Nussschalen ihm als Sprossen dienten. In Windeseile hatte er die fast zwanzig Meter hohe Palme erklommen und begann damit die alten Blätter und die noch jungen Früchte abzuschlagen, die mit lautem Krachen unten auf den Boden schlugen und spritzend auseinander platzten. Einem Toddy-Zapfer geht es dabei nur um die Blüte, die jetzt mit einem Holzhammer beklopft wurde. Anschließend schwang er sich wie ein Hochseilakrobat an zwei Bastseilen auf die Nachbarpalme, um dort seine Arbeit fortzusetzen, ohne Rettungsseil, ohne Netz und doppelten Boden, eine äußerst gefährliche Arbeit, wenn man bedenkt, dass die Seile hin und wieder von Streifenhörnchen angefressen werden. Erst am folgenden Tag wird er seine eigentliche Arbeit beginnen, das Anzapfen der Blüten, worauf hin dann der Teddy, der Blütensaft also, zunächst spärlicher, dann mit der Zeit immer stärker in Tonschalen rinnen wird. Das geht so ca. 8 Monate weiter, sodass im Verlaufe dieser Zeit ca. 300 l Blütensaft von einem einzigen Baum gewonnen werden. Dann benötigt die Palme erst wieder eine Ruhepause.





Wir gaben ihm 100 Rps. und dem Burschen mit dem Blechnapf 20 Trinkgeld und liefen wieder auf unseren Wagen zu, bis wir einen Stall entdeckten. Neugierig geworden sahen wir Hunderte von jungen Hähnchen, die auf dem Boden gehalten und nach vier Monaten verkauft wurden.

Nach insgesamt 4 Stunden kehrten wir sicher zur Villa zurück und bezahlten nicht ganz 60 DM dafür: Service gut, Bus gut, Preis gut, da handelte ich gar nicht erst.

Freitag, 31.12.1999

S. hatte uns einen regnerischen Tag mit Sturmböen prophezeit. Unsinn! Strahlendes Wetter, eher etwas kühl morgens bei 25° C. Er zeigte uns einen frisch gefangenen Fisch, ob wir den zu Abend haben wollten. Morgen gäbe es Barbecue, weil J. abends zurückkehren werde und mit seinen Freunden zusammen in seinem Haus feiern werde. Wir waren nicht gerade begeistert von der Idee, den ganzen Abend bis Mitternacht am Tisch zu sitzen und krampfhaft immer wieder Gesprächsthemen zu suchen, an denen G. z.B. sich auf keinen Fall beteiligen würde, aber was blieb uns Anderes übrig? Wenn man das vorher gewusst hätte, so hätte man vielleicht in Negombo etwas planen können, aber erstens wäre auch das schweineteuer geworden und zweitens, wie wären wir zurückgekommen?

Am frühen Nachmittag kam J. zurück von der Rundfahrt. Als er unsere misstrauische Stimmung bemerkte, warf er kurzer Hand die Planungen seines Sohnes über den Haufen und erklärte, natürlich gäbe es abends das Barbecue, nämlich Schweinefleisch. Außerdem sollten wir nach Mitternacht zu seinem Haus gebracht werden, wo wir dann auf das Neue Jahrtausend anstoßen würden.

Das Essen war wirklich fantastisch. Zum Schwein gab es Bratkartoffeln, Salate, Reis und zwei köstliche Grillsoßen. Nach dem opulenten Mahl und einem Karamellpudding als krönenden Abschluss wollte so recht keine Stimmung mehr aufkommen. H. entschuldigte sich bald mit Kopfschmerzen, B. tröstete sich mit Bier und Arrak, während wir anderen uns ein wenig zurückhielten, die Nacht konnte möglicher Weise noch lang werden. So zwanzig vor zwölf war bereits ein wildes Geschnatter zu hören. K.s hatten eine Flasche Sekt kalt stellen lassen, G. ebenfalls, nur dass diese in J.s privatem Kühlschrank stand, und der war verschlossen. Nur J. hatte einen Schlüssel dazu. Also A., zack-zack, und schon sauste er auf seinem Fahrrad los, den Schlüssel zu besorgen, sodass wir doch noch passend zu Mitternacht auf das neue Jahr, Jahrhundert und Jahrtausend anstoßen konnten, dank S.s Nachhilfe auch auf Singhalesisch: „Supa alu akuday wesa“, Ich muss gestehen, eher eine phonetische Darstellung. Um das Wort mit den singhalesischen Schnörkeln zu malen, brauchte ich wahrscheinlich etliche Tage. Bei dem Neujahrsgruß gab man sich allerdings nicht die Hand, sondern man hielt die gefalteten Hände zwischen Schulter und Hals. Inzwischen waren S. und A. bemüht, ihren ganzen Vorrat an Feuerwerkskörpern abzubrennen, wobei A. mehr Angst als Vaterlandsliebe bewies, indem er nach jedem Zündversuch mit einem beherzten Satz hinter das Eingangstor sich flüchtete. Aus der Ferne von Negombo und Colombo her klang es wie Geschützdonner, wenn die Schallwellen der tausendfachen Explosionen hier hinüberdrangen. Chang war inzwischen auch mit seinem Bus eingetroffen, um uns abzuholen. Als wir auf J.s Terrasse eintrafen, war die ganze Familie mit seinen deutschen Freunden um einen riesigen roten Tisch herum versammelt. Arrakflaschen und Soda standen auf dem Tisch herum. Nur J. und sein proleten- und machohaft wirkender Freund in Shorts und Sweatshirt, das seine tätowierten muskulösen Arme Preis gab, hatten Wein im Glas, nein, seine Frau, die einem lebenden Wackelpudding glich, ebenfalls. Formvollendet begrüßten wir dann die Familie zu deren Entzücken auf Singhalesisch. Das junge Paar, dankbar für den Anlass der Unterbrechung, ließ sich zurückfahren zur Villa S. F., während sich J.s Töchter ins Haus verzogen, um uns Platz zu machen. Schnell brachten sie Arrak, Gläser und Cola, um mit uns auf das Neue Jahr anzustoßen. Zur entfernteren Familie gehörten wohl auch die beiden Musiker, die mit am Tisch saßen, die beiden Brüder, von Geburt an blind. Der Jüngere schlug die Trommel und wurde von dem Älteren auf seiner Quetsche begleitet. Er war klein von Gestalt und dünn, war Englischlehrer für Blinde und angeblich verheiratet und Vater einer hoch intelligenten Tochter. Jedenfalls stimmten sie uns mit englischen Weihnachtsliedern ein und als sie merkten, dass wir nicht nur aus Höflichkeit applaudierten, wuchsen die Beiden über sich selbst hinaus, tauschten auch mal die Instrumente, dabei immer sorgsam umhert von der jüngsten Tochter des Hauses, die je-





Die beiden blinden  
Musiker

*Prost Neujahr, prost neues Jahrhundert, prost neues Jahrtausend!*

den Handgriff vorausschauend begleitete und Klavierschülerin des Lehrers war. Nicht vergessen wollen wir Mama F., die wie immer glücklich lächelnd dabei saß und mit summte. Die Jahre und die vielen Geburten, sicherlich auch das gute Essen, schließlich war sie früher die Köchin im Haus, hatten ihrer Figur einige Ersatzreifen spendiert, wobei der Letzte über ihren Hüften auch gut und gerne einem Kleinlastwagen gepasst hätte. Wenn sie summend und stets lächelnd durch den Garten flanierte, konnten wir uns leider nicht mit ihr verständigen, da ihr Englisch eher bruchstückhaft war. Oft saß sie aber auch abends beim Essen auf der ringförmigen Mauer, nie aber am Tisch, um mit dem Personal zu schnattern. A. deutete einmal mit einer entsprechenden Geste an, dass sie wohl eine Frau mit epischer Breite war.

J. hatte seine Freunde nach Hause begleitet und als er wieder kam, machte er einen ziemlich abgefüllten Eindruck, was seine Frau dazu bewog, ihm schnell ein Glas Soda in die Hand zu drücken, bevor er wieder zur Arrakflasche griff. Unser Musiker war nach etlichen Gläsern Arraks nun auch langsam des Spielens müde, stand plötzlich auf, um in eloquentem Englisch eine Abschiedsrede zu halten, in der er sich für unsere Aufmerksamkeit bedankte. Nun war es auch für uns Zeit. Immerhin war es nun schon 3 Uhr morgens, als wir zu Bett gingen. Zwar überlegten wir erst, noch zwei weitere Stunden zu warten, um erneut auf das Neue Jahr in Deutschland anzustoßen, doch dann überwog die Müdigkeit.

Gegen halb zehn Uhr morgens hinderte uns die präsenile Bettflucht daran, noch länger im Bett zu bleiben. Während Mechtild wie immer morgens noch ein wenig aufräumte, schwamm ich meine morgendlichen Runden. Hatte ich in der ersten Woche schon geglaubt, meine Rückenprobleme hätten sich in Luft aufgelöst, so hatte die Tagestour mit dem Auto mich wieder auf den schmerzlichen Boden der Tatsachen zurückgeholt. Dennoch merkte ich die wohltuende Wirkung des Schwimmens und daher hatte ich mir ge-



*Wer kann dieser Frau schon widerstehen?*

schworen, diese Gelegenheit hier weidlich auszunutzen. K.s lagen wie immer noch im Bett und so frühstückten wir mit B., H. und G.. Danach begab ich mich zur Villa S. F., wo auch wenig später Sybille und Mechtild eintrafen. Helmut wollte sich angeblich auf die Reise vorbereiten und ein wenig einlesen, war überhaupt ein wenig verschnupft. Stärker jedoch, so glaube ich, war seine tief empfundene Abneigung gegen Sand bedeckte, eingecremte Gliedmaßen. Außerdem konnte er dem Wasser noch nie viel abgewinnen. Nachmittags beim Lunch beschlossen wir, dass wir unsere Reisepläne ändern wollten und nun doch Kandy mit aufzunehmen, allerdings diesmal mit anderen Schwerpunkten, nämlich dem Botanischen Garten, dem Gewürzgarten und dem Elefantenwaisenhaus. Zwar hatte uns R. Zitronella, das Allheilmittel gegen Mücken, von ihrer Rundreise schon mitgebracht, nicht aber das exzellente Tigerbalsam. Dieses Mittel wollten wir uns unbedingt besorgen, weil es sowohl in der Prophylaxe als auch in der Nachbehandlung einzigartig ist. Außerdem war die Aussicht auf die Bergwelt doch irgendwie verlockender als ein weiterer Tag an der Villa S. F..

Das mit der erweiterten Rundreise hatte geklappt. J., der völlig zerknittert aus seinem Fax-Zimmer kam, verlangte 65 DM extra pro Person. Gleichzeitig übergaben wir ihm die Tickets und baten ihn, am 5. Januar unsere Rückflüge zu bestätigen.

Wir hatten als Abfahrtszeit 9.30 Uhr vereinbart und der Wagen war zu unserem großen Erstaunen sogar pünktlich da. Wir erledigten noch schnell die Abrechnung bei S., waren dann aber doch unangenehm überrascht über den Preis für das Sylvestermenü, nämlich knapp über 30 DM pro Person für das Spanferkelessen, was für dortige Verhältnisse sicher gewaltig ist.

10.40 Uhr fuhren wir endlich los Richtung Negombo, um dort dem berühmten Sonntagsmarkt einen Besuch ab zu stellen. Eine orientalische Vielfalt an Gewürzen und Lebensmitteln erwartete uns: Curry, Zwiebeln unterschiedlichster Art, Ingwer, Pfeffer, Meersalz, Knoblauch und diverse andere, die üblicherweise als Zutaten zum berühmten Reis und Curry verwendet werden, deren Namen Chang, unser Führer, auch nicht immer auf Englisch wusste und die ich auch dann wahrscheinlich nicht hätte übersetzen können. An Früchten gab es Mangos, Ananas, Babyananas, Bananen, Yak-Früchte, Melonen und sogar für diese Verhältnisse so exotische Früchte wie Äpfel oder Weintrauben. An einem Stand zählte ich alleine 20 verschiedenen Reissorten, auf denen sich die Fliegen tummelten. Manchmal sah man auch nur Plastikplanen, auf denen pfundweise Reis

lag. Natürlich durfte auch der Fleischer nicht mit seinen curryroten Fleischstücken fehlen. In-



*Sonntagsmarkt in Negombo*

teressant war der Fischmarkt, wo sackweise getrockneter Fisch angeboten wurde, und zwar in allen erdenklichen Sorten. Sybille erstand noch ein Hand genähtes süßes Kleidchen für ihre Enkelin und dann hatten wir uns satt gesehen an all den Köstlichkeiten, stiegen wieder in den Bus und fuhren Richtung Anuradhapura vorbei an endlosen Reisfeldern mit Wasserbüffeln und Hunderten von weißen Klaffschnabeln, den Kormoranen sehr ähnlich.

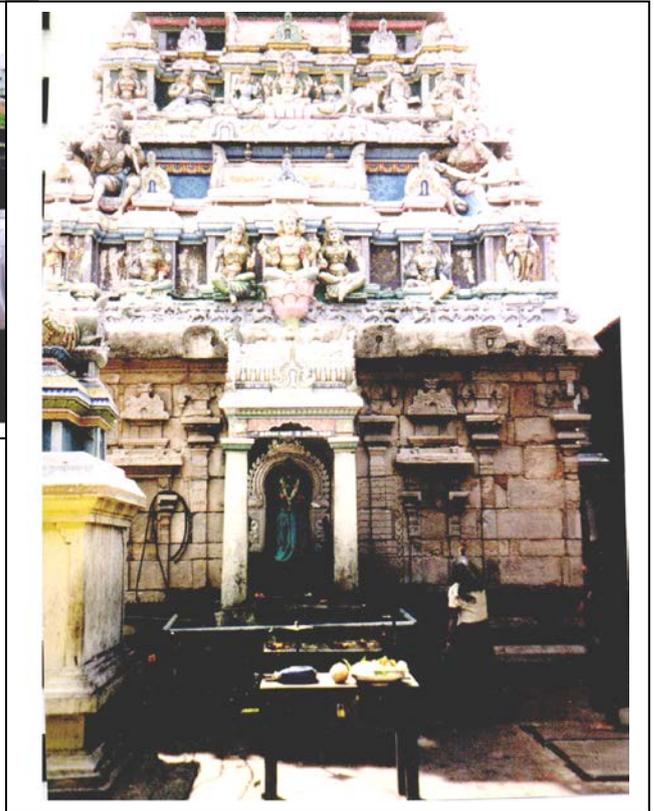
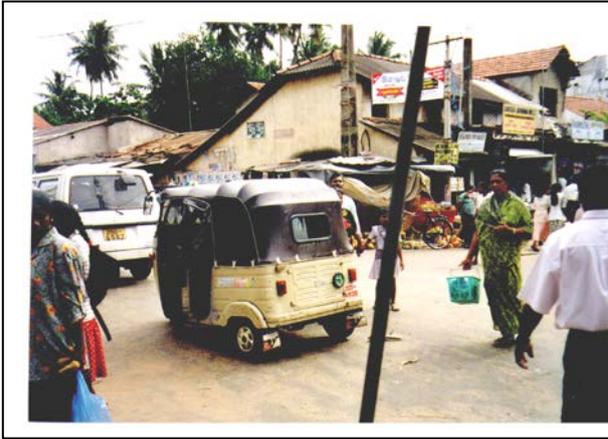
Irgendwann einmal hielt unser Fahrer an einem Baum, der voller Flughunde hing. Gegen Mittag besichtigten wir einen 2000 Jahre alten Hindu-Tempel, immer das gleiche Ritual: Die Schuhe ausziehen und irgendein Bettler gibt vor, darauf aufzupassen, sodass man ihm natürlich bei der Rückkehr ein Bakschisch geben muss. Nachdem wir später in Anuradhapura einmal dafür 100 Rps. hinlegen durften, war unsere Sehnsucht nach weiteren Tempeln eher gedämpft. Abgesehen davon wird man ja als Tourist sofort belagert von allen möglichen Andenkenverkäufern, die einen noch bis ins Auto hinein verfolgen. Bei dem anschließenden Rundgang erklärte uns der Führer die einzelnen hinduistischen Gottheiten, von denen mir nur einer im Gedächtnis haften geblieben ist, der mit seinen Blut überströmten Fingern in den Eingeweiden seines Opfers wühlt. Eine ältere Frau war vor einem Standbild in Trance verfallen und wiederholte wie ein Uhrwerk immer die gleichen Bewegungen und Laute.

Die Leute kauften draußen Obst und andere Speisen opferten sie den Göttern, ließen sie absegnen und aßen sie dann selbst. In einer Ecke des Tempels sahen wir etwas Merkwürdiges: Die Leute reihten sich mit einer Kokosnuss bewaffnet in eine Schlange ein und warfen dann mit voller Wucht die Nuss auf eine Art Steinrücken hinter einer Mauer, angeblich, um auf diese Art und Weise ihre Aggressionen loszuwerden.

Gegen 16 Uhr erreichten wir Anuradhapura. Auch hier trafen wir wieder auf auffällig viele Straßensperren. Vor der Eingangstür unseres Hotels stand ein bewaffneter Wächter. Nachdem wir unsere Zimmer bezogen hatten, die ganz ordentlich waren, tranken wir erst unseren Tee in der Eingangshalle des Hotels, in die ein Wasserteich eingelassen war. Anschließend wollten wir noch unsere Sightseeing Tour beginnen und fuhren zu diesem Zweck mit unserem Kleinbus Richtung Tempelanlage. Am Eingang wieder Straßensperren und MG-Nester. 4800 Rps., also umgerechnet ungefähr 137 DM mussten wir bezahlen und darin eingeschlossen sollten auch die Städte Palonnaruwa und Dambula sein.

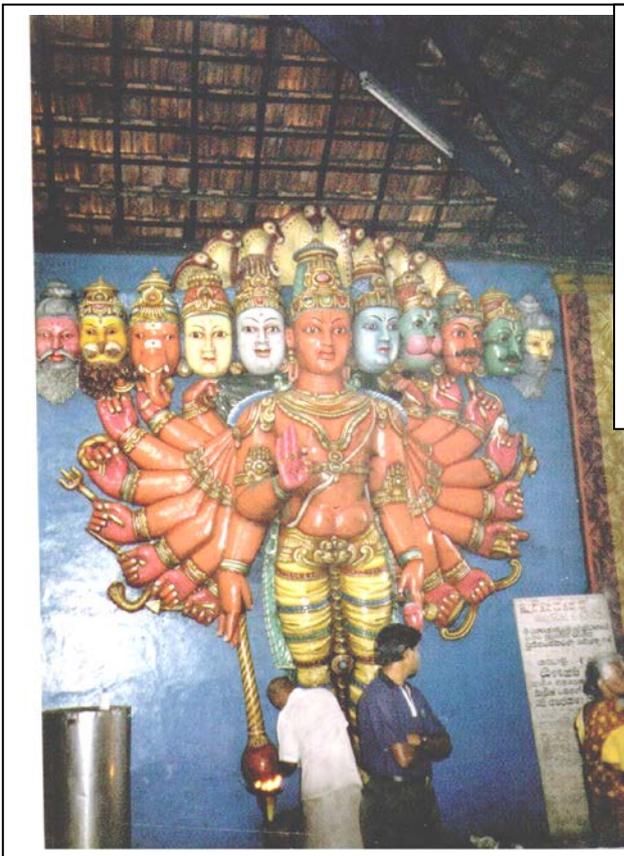
Wir waren ganz schön platt! Als wir zu dem Museum gelangten, regnete es bereits in Strömen. Drinnen waren alle möglichen Kunstgegenstände aus Gold und Elfenbein zu sehen. Anschließend durchfuhren wir die Anlage rasch, ohne viel zu halten, eben wegen





Ein hinduistischer Tempel →  
↓

des Regens. Dann sahen wir schon von weitem die große Dagoba, deren Rückseite bis zur Tempelspitze hin bewaldet war. Vorne erblickten wir eine riesige Gerüstkonstruktion aus Bambus, das übrigens als vorzügliches Baumaterial gilt. Auf der EXPO 2000 in Hannover wird ein Musterhaus aus Bambus zu sehen sein, das die Amerikaner für nur 4000 \$ herstellen. Auf den Bäumen turnten hier Scharen von Affen herum.



Flughunde im Baum hängend



*Zu verkaufen!  
(Natürlich das Sofa!)*



*Kommunikative Sonnenschirme*



*Dagoba in Anaradhapura*

Abends gab es ein Reis und Curry mit Chicken, das wir schon zur Teezeit bestellt hatten und das jetzt zügig angeliefert wurde, kaum dass wir auf der Terrasse Platz genommen hatten. Chang hatte uns den Rat gegeben, hier im Innenland auf keinen Fall Fisch oder Seefrüchte zu bestellen, weil sie hier nicht frisch zu haben seien. Nachmittags hatte uns schon der Ober gefragt, ob wir zum Abendessen Bier haben wollten. Im Hotel gäbe es keines und wie viele Flaschen er besorgen solle? Wir sahen uns einigermaßen verwundert an, ohne die tiefere Bedeutung ergründen zu können. Vor dem Essen, das übrigens ganz ordentlich war, sieht man mal von den zähen Hähnchenschenkeln ab, bestellten wir Arrak. Es täte ihm leid, meinte der Ober, aber er dürfe hier keinen Alkohol ausschenken. Für die Buddhisten sei dieses Hotel ein heiliger Ort, aber natürlich könne er etwas besorgen, no problem! Sprach's und zog die Gardine zur Terrasse zu, damit keiner die Bierflaschen sehen konnte, was aber eigentlich überflüssig war, denn wir waren ohnehin fast die einzigen Gäste. Wer fühlt sich an heiligen Orten schon so richtig wohl?!

Nach dem Essen wollten wir die zugige und Mücken verseuchte Terrasse gegen einen anderen Raum tauschen, was uns aber mit dem Hinweis auf unser Bier verwehrt wurde. Also beschlossen wir Rommé zu spielen. Es dauerte nicht lange bis Chang kam und sich nach unserem Befinden erkundigte. Da ich wusste, dass er Rommé spielen konnte, lud ich ihn ein mitzuspielen, was er auch gerne annahm, ebenso wie den Arrak. Als dann unsere Vorräte zu Ende waren, bot sich unser Kellner an für Nachschub zu sorgen, immerhin war es schon 22.30 Uhr, aber „no problem!“ Nach einer weiteren Flasche Bier und einigen Arraks hatten wir dann die richtige Bettschwere.

Morgens nach dem Frühstück wollten wir die Rechnung bezahlen. Wir erhielten eine offizielle für das Essen und die alkoholfreien Getränke. Das andere zahlten wir ihm cash auf die Hand, vergaßen natürlich nicht das Trinkgeld, auf dass sich sein buddhistisches Gewissen ein wenig beruhigte.

Anschließend fuhren wir zum Heiligen Baum, einem Ableger der Feigenpalme, unter der Buddha angeblich in Indien seine Erleuchtung gehabt haben soll. Vor 2200 Jahren wurde der Baum hier hin gepflanzt und gilt seitdem als der größte Wallfahrtsort der Insel. Obwohl die ehemalige Königsstadt Anuradhapura von 1100 bis Mitte 19. Jahrhundert vom Urwald überwuchert war, hatten Gläubige stets durch Anlegen von Feuern dafür gesorgt, dass der Baum vor wilden Tieren geschützt wurde und so bis in die Gegenwart überleben konnte. Auffällig waren auch hier wieder die strengen Sicherheitskontrollen. Überall bis an die Zähne bewaffnete Polizisten und Polizistinnen an den Straßensperren, die hier an allen Ecken und Enden anzutreffen waren. Auf dem Fußweg zu der heiligen Stätte lungerten überall Bettler herum, die um milde Gaben baten. Vor dem Eingang fand, und das war jetzt das erste Mal, dass auch wir Europäer betroffen waren, eine nach Geschlechtern getrennte äußere Leibesvisitation statt. Es waren nur wenige Touristen zu sehen, überwiegend Einheimische, die in dem Tempel voller Inbrunst beteten oder draußen teilweise in eine Art Sprechgesang verfielen. Zurück im Auto fing es an zu regnen, und das sollte den ganzen Tag so bleiben. Angeblich herrschte in diesem Teil



der Insel schon seit 1½ Monaten Regenzeit, aber bis jetzt wäre es trocken geblieben. Die Farmer durften jetzt wohl aufatmen. In Anbetracht des Dauerregens, der den Boden schnell in einen schlüpfrigen Untergrund verwandelte, war unsere Lust auf Exkursionen zu Fuß doch eher gebremst. Selbst die sonst so aufdringlichen Händler hielten sich unter den Regenschirmen eher bedeckt. Weiter ging es also nach Polonnaruwa an endlosen Reisfeldern vorbei. Um so erstaunlicher ist es, dass das Land sogar noch Reis importieren muss. Im Hintergrund tauchten einzelne Berge auf, während wir durch ein riesiges Sumpfgebiet fuhren. Ab und zu kreuzte eine Herde Wasserbüffel die Straße. Dann hiel-



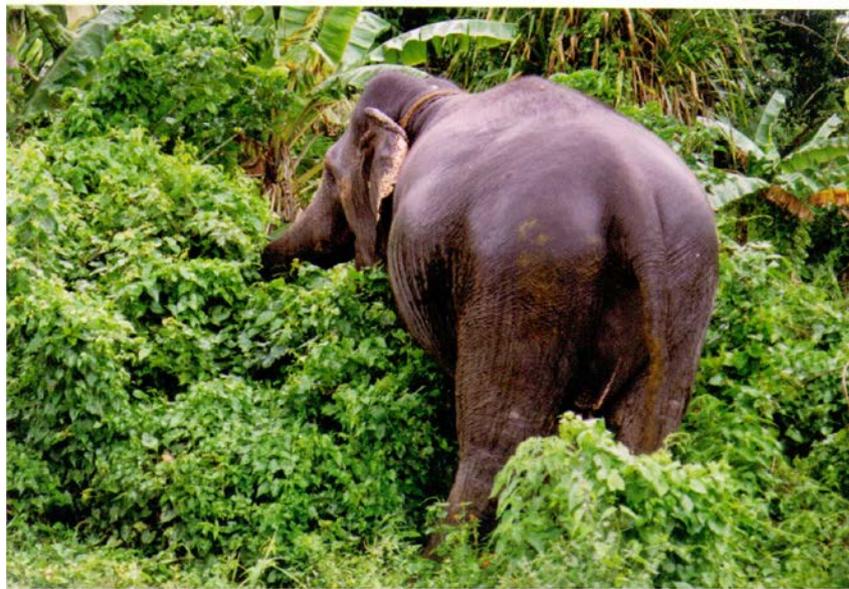
ten wir, um Elefanten bei der Körperpflege im Fluss zu fotografieren. Sofort waren wir von Trauben von Kindern eingekreist, die ihre Hände aufhielten. Kurze Zeit später winkte uns ein Mann an der Straße heran. Wir hielten und er zeigte auf zwei offenbar zahme Leguane im Graben. Dafür wollte er natürlich Geld, aber wir hatten kein Kleingeld mehr und fuhren daher einfach weiter. Die Straße verschlechterte sich zusehends und glich immer mehr einer Kraterlandschaft, je näher wir Polonnaruwa kamen. An den Kasernen



*der Hl. Baum – Nationalheiligtum der Insel*



*Wasserbüffel*



*Ein Arbeitselefant*

vor der Stadt wiederum Straßensperren und dann sahen wir schon den riesigen Stausee, der von einem König vor Hunderten von Jahren angelegt worden war, um die Bewässerung der Reisfelder sicherzustellen - eine beachtliche technische Leistung zur damaligen Zeit.

Nach einem kurzen Lunch in einem Rasthaus, in dem 1952 schon Königin Elisabeth II. übernachtet hatte, fuhren wir an den vielen Tempeln und der berühmten Dagoba vorbei, stiegen aber nur aus, um die berühmten aus dem Fels gehauenen Buddhastatuen zu sehen. Wenn man bedenkt, dass auch Polonnaruwa Jahrhunderte lang von einem dichten Urwaldgebiet überdeckt war und die Statuen sich noch so gut erhalten präsentierten, dann ist das schon erstaunlich, gibt aber auch vielleicht einen Hinweis auf die bessere Luftqualität hier, wenn ich so im Gegensatz dazu an unsere vom sauren Regen zerfressenen Steinstatuen denke. Nach dem Kurzprogramm fuhren wir zu unserem Quartier in Dambula, einer neu errichteten Bungalowanlage, wo wir in sauberen Zimmern untergebracht waren. Einzig der Verkehrslärm von der nahe gelegenen Hauptstraße störte das sonst so positive Bild.

Es hatte die ganze Nacht in Kübeln gegossen. Dementsprechend blieb das Duschwasser, das von Solarkraft erwärmt wurde, kalt. Beim Frühstück fing es wieder zu regnen an, sodass unser Entschluss bald feststand, nämlich die Rundreise frühzeitig zu unterbrechen und Kandy auszulassen, wo es sicherlich auch in Strömen regnen würde.

Nach dem Frühstück fuhren wir zunächst auf die Stadt Dambula zu und hielten unterwegs kurz, um den Wolken verhangenen Felsen Sigirya zu sehen, auf dessen Besteigung wir angesichts des schlechten Wetters verzichteten. Der Überlieferung nach soll diese Felsenfestung von einem König erbaut worden sein, der seinen Vater umbrachte, um selber König zu werden, dann aber die Rache seines Halbbruders fürchtete und sich hierhin verzog. Von dort oben soll man eine traumhafte Aussicht in die Bergwelt rundum haben. Stattdessen fuhren wir zu dem berühmten Fesentempel in Dambula, der in Wahrheit aus fünf verschiedenen besteht. Da ich zu faul war, eine lange Hose anzuziehen, schließlich sollten die Knie beim Besuch eines Tempels bedeckt sein, hatte ich mir von Mechtild ein Seidentuch um die Hüfte geschlungen, was auch akzeptiert wurde, zumal es einem Sarong ähnelte. Zwar hatten wir in Anuradhapura ein Rundreiseticket für teures Geld erstanden, in dem der Besuch des Sigirya-Felsen mit eingeschlossen gewesen wäre, nicht aber dieser Tempel hier, also 600 Rps. extra. Weil es zu regnen aufgehört hatte, ließen wir die Knirpse im Wagen, eine Unachtsamkeit, die uns weitere 150 Rps. kosten sollte. Unten am Felsen war alles mit Gerüsten eingeschalt. Man war dabei die äußere Fassade und die linke Löwenpranke durch Sichtbeton ähnliche Verblendungen zu restaurieren.



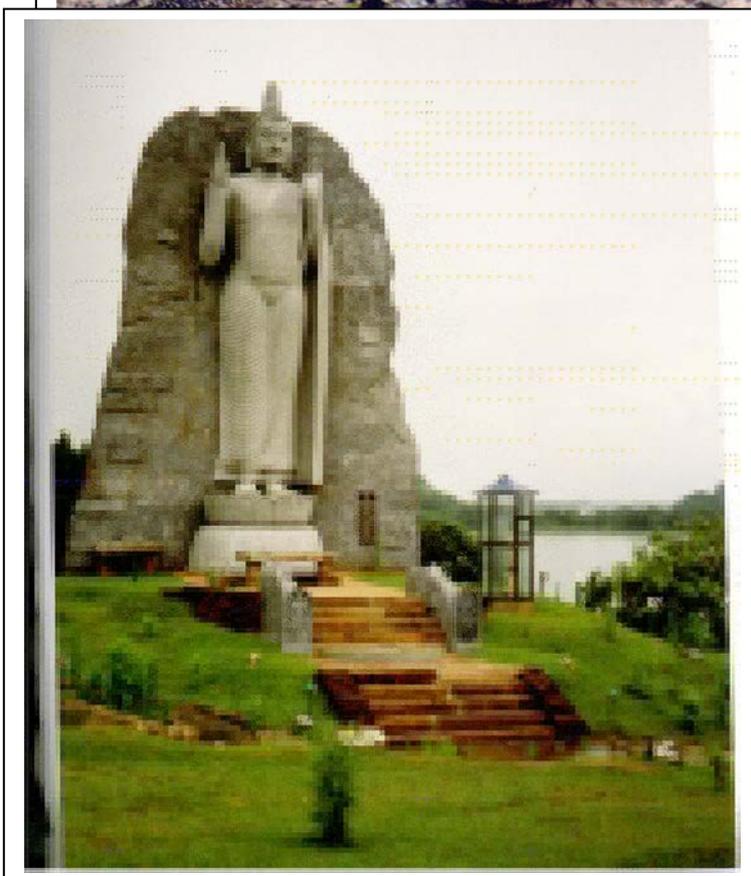
*Sigirya-Felsen*



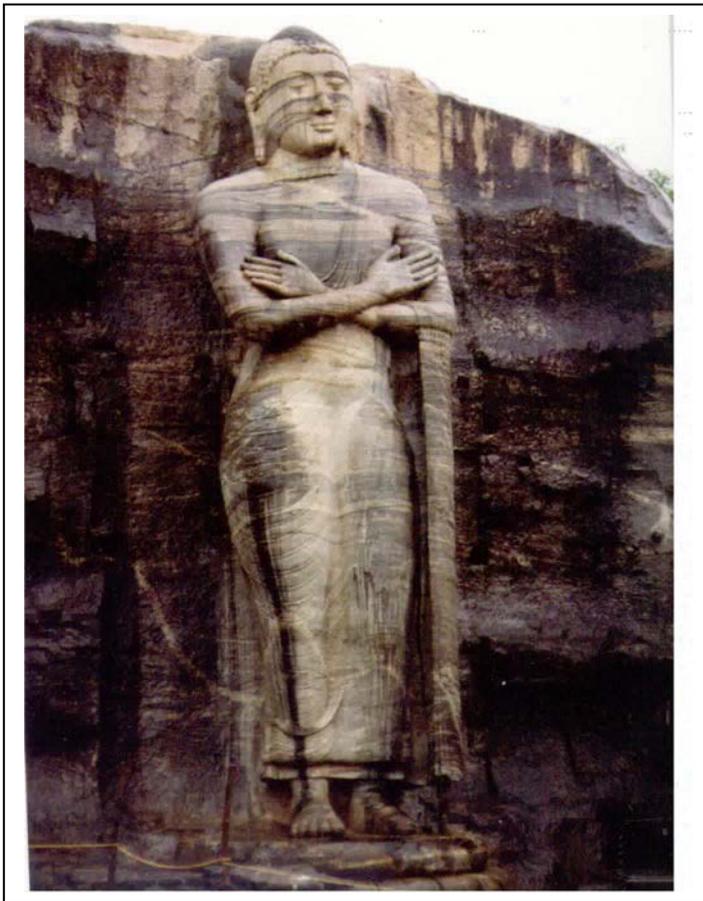
*Nach der Arbeit die gewerkschaftlich erkämpfte Wellness-Pause*



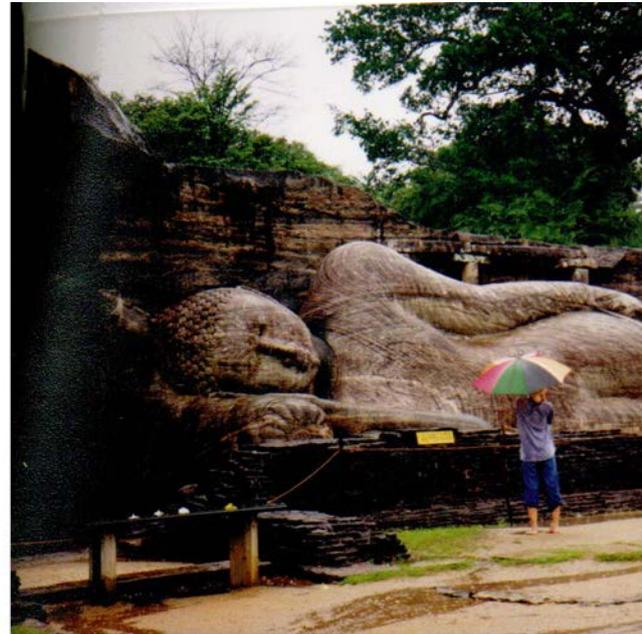
*ein Waran*



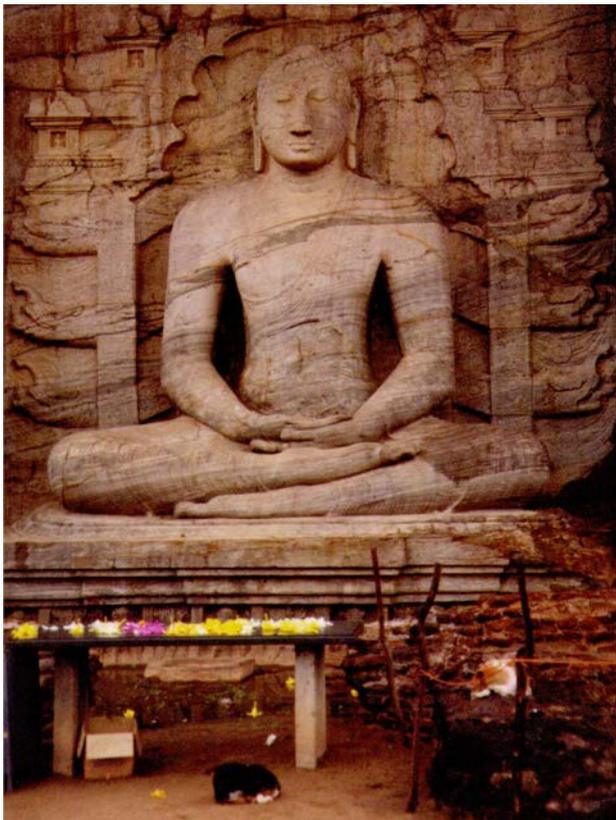
*Der lehrende Buddha*



← der lernende Buddha



der schlafende Buddha



der meditierende Buddha

Wahrscheinlich aus Gründen des Kontrastes hatte man die rechte in ihrem ursprünglichen Zustand aus Mauerziegeln belassen.

Der Anstieg auf die etwa 150 m höher gelegene Plattform gestaltete sich als recht schwierig, da die unterschiedlich breiten und hohen Stufen immer wieder mal von Stellen

unterbrochen wurden, wo man über nackten glitschigen Felsen laufen musste. Mein Handstock leistete mir hier unschätzbare Dienste. Zu allem Überfluss begann es dann auch noch zu pladdern. Im Nu waren junge Burschen mit Regenschirmen zur Stelle, die alle verdächtig gleich aussahen. Der geneigte Leser beginnt sicherlich schon zu ahnen. Oben angekommen schoss uns schon das Wasser in Bächen entgegen, da blieb kein Fuß trocken. Als wir die Schuhe oben auszogen, lief das Wasser nur so heraus. Natürlich wurden die Schuhe trocken aufgehoben und verwahrt (50 Rps.). Ich frage mich bis heute immer noch, welcher geschäftstüchtige Mönch auf die Idee gekommen ist, im Tempel die Schuhe ausziehen zu lassen. Gleiches gilt ja auch für Moscheen, und zwar mit der Begründung, dass Hundekot oder Blut die heiligen Stätten verunreinigen könne. Dass ich meinen Handstock ungehindert überall mit hinein nehmen durfte, ist dann zwar paradox, wurde aber fraglos toleriert.

Schon bald hatte sich unserer unaufgefordert ein Führer bemächtigt, der uns an den frei herum laufenden Affen vorbei in den ersten von insgesamt fünf Tempeln bugsierte und dort alles auf Englisch erklärte, auch zwischendurch einmal deutsche Brocken einwarf. Ohne jetzt alle Einzelheiten wieder zu geben, das ist vielleicht eher die Aufgabe eines Reiseführers, hier nur einige Eindrücke. Die einzelnen Höhlen gleichen sich stark untereinander. Teils findet man bis zu 14 m lange Statuen, die jeweils Buddha in unterschiedlichen Posen darstellen: Der tote Buddha - erkenntlich an den halb geschlossenen Augen und den sichelförmigen Fußnägeln, der schlafende, lehrende, lernende und meditative Buddha. Die Statuen, immerhin über 2100 Jahre alt, tragen überwiegend einen Holzkern, seltener Granit oder Marmor. Die äußere Hülle ist immer eine bemalte Gipschicht. Auch die Wände sind ausnahmslos bemalt. Wie selbstverständlich stößt man hier ab und an auch mal auf Hindu-Gottheiten. Beide Religionen zeigen überhaupt keine Berührungängste, sind ja auch ohnehin als tolerant bekannt. Natürlich verlangte auch der Führer seinen Lohn. Uns blieb nichts Anderes übrig als zu zahlen und uns und das arme Kätzchen zu bedauern, das eine Gruppe von halbstarke Äffchen zu reißen hatte.

Hier in Dambula besichtigten wir noch eine Batik-Fabrik, wobei Manufaktur wohl der richtigere Ausdruck wäre. Ca. acht junge Frauen oder Mädchen waren dabei, mit Hilfe unterschiedlicher Gerätschaften Motive auf die Stoffe zu applizieren, mit einer Mischung aus Kerosin und Bienenwachs einzustreichen und dann einzufärben, je Farbton ein kompletter Arbeitstag. Der Laden hing voller farbenprächtiger Tücher, bildschöne Motive, aber leider auch sehr teuer. Ein Tischtuch für uns, ein Röckchen für K.s Enkelin Katharina - und weiter ging es Richtung Spice Garden (Gewürzgarten) in Matale.

Unterwegs kamen wir des Öfteren an diesen gelb gestrichenen schmucklosen Betonbauten vorbei, die sich hier Schule nennen. Drinnen waren nur weiße Kommunionkleidchen mit roten Schlipsen, bzw. blaue, kurze Hosen mit weißen Oberhemden zu erkennen. Wir baten Chang, doch einmal zu halten, damit wir Bilder machen konnten. Er erbot sich an zu fragen, ob wir die Schule betreten durften und wir durften. Aufgerissene Augen und Münder starrten uns entgegen, als wir diesen riesigen Unterrichtsraum betraten, in dem ca. 60 unterschiedlich alte Mädchen und Jungen im Grundschulalter von einer Lehrerin unterrichtet wurden. Etwas schüchtern schüttelte sie uns die Hand, während ihre Schüler, ohne irgendeinen Mucks von sich zu geben, jede unserer Bewegungen gebannt verfolgten. Da sie noch kein Englisch verstanden, konnten wir auch nicht mit ihnen reden.

Etwa eine Stunde später hielten wir an einem der Straßenrestaurants unterwegs, um einen Tee zu trinken, in erster Linie aber, um unsere nassen Kleider zu wechseln. Man stellte uns zum Umziehen ein Zimmer zur Verfügung, in dem ich beileibe nicht hätte übernachten wollen, so dreckig war hier alles.

Bei strömendem Regen erreichten wir den Gewürzgarten, wo sofort die Drückertruppe auf uns los gelassen wurde, die uns durch den Garten und in die „Schule“ schleusen sollte. Es kostete uns einige Mühe sie davon abzuhalten und ihnen klarzumachen, dass wir nur einige Dinge einkaufen wollten. Den kostenlosen Abschiedstee mit Ingwer und Vanillearoma konnten wir aber beim besten Willen nicht ausschlagen.

Unterwegs auf der Rückfahrt hielten wir noch an einem der Hunderten von Ständen, an denen es frische Kokosnüsse, Getränke und warme Maiskolben gab. Etwa eine Stunde

später hielten wir zum Lunch an einem schummrigen, China ähnlichem Lokal, wo wir Tee und Suppe bestellten, beides dann gleichzeitig nach etwa 45 Minuten erhielten.

Gegen Abend erreichten wir nach abenteuerlicher Fahrt endlich Negombo, wo wir als Erstes Mechtilds Kette abholten. Abends verwöhnte uns K. ein letztes Mal mit paniertem Haifisch, bevor er sich zu einem Kurzurlaub verabschiedete. S. würde von nun an das Kochen übernehmen. Er hatte es gelernt auf einer Privatschule bei den Patres, um dort das Abitur zu machen. Dafür müsse er ein Schulgeld bezahlen.

Je mehr wir uns Colombo näherten, desto stärker nahmen die Polizeikontrollen zu. Alle paar Kilometer fuhren wir an Polizeiposten mit Sandsäcken vorbei, wir als Europäer natürlich ungehindert. Noch tags zuvor hatte es ein Selbstmordattentat gegeben, bei dem 13 Polizistinnen und Polizisten, sowie 4 Zivilisten ums Leben gekommen waren und weit mehr als 20 Personen verletzt wurden. Eine Tamin hatte sich vor dem Regierungssitz durch häufiges auf und ab Gehen verdächtig gemacht. Die Polizisten forderten sie darauf hin auf, sich auszuweisen. Da das Passfoto nicht mit ihrem Gesicht übereinstimmte, wurde sie zu einer Leibesvisitation mitgenommen. In der Kabine weigerte sie sich die Arme hoch zu nehmen und zündete statt dessen eine an ihrem Körper angebrachte Sprengladung, die, so vermutet man, für eine Wagenkolonne von Regierungsmitgliedern vorgesehen war.

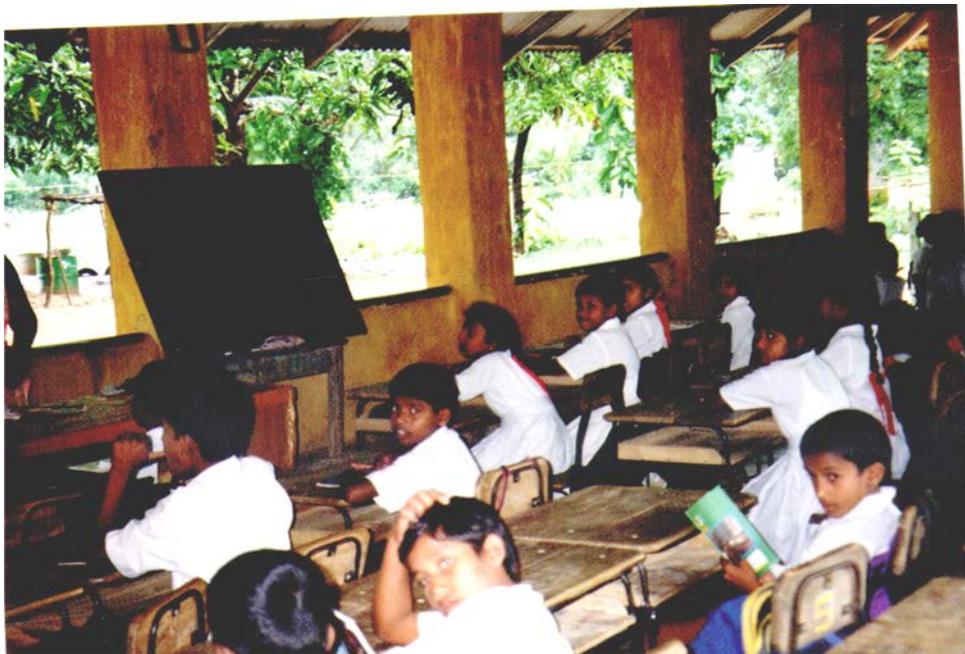
Wir hatten noch etwas Zeit bis zu unserer Verabredung mit unserer Bekannten Anne. Also chauffierte er uns ein wenig durch dieses heillose Chaos von Verkehr, wobei man immer wieder staunt, dass hier nicht mehr passiert. Immerhin konnten wir nur zwei Unfälle ausmachen. In dem Straßenlärm konnte man sich nur brüllend verständigen. Wir verabredeten mit ihm, uns am Strand heraus zu lassen. Er sollte schon mal bis zum Galle Face Hotel vorfahren und dort auf uns warten. Wir wollten die ca. 1000 m zu Fuß gehen, um alte Erinnerungen von 1995 aufleben zu lassen. Es hatte sich nicht viel geändert, noch immer Liebespaare unter den Regenschirmen an der Kaimauer, die klammheimlich Zärtlichkeiten austauschten, alle 50 m ein Verkaufsstand umringt von Kindern oder Jugendlichen. Wir kamen sehr pünktlich am Hotel an, wo sich einiges zum Positiven verändert hatte. Das ehemalige Museum links vom Eingang war in ein Restaurant umgewandelt worden. Im Festsaal war man dabei, eine abendliche Hochzeitsfeier vorzubereiten. Draußen auf den Terrassen hatte man die Strohmatten durch ein festes Dach ersetzt. Ansonsten hatte dieses Hotel seinen kolonialen Charme von einst nicht verloren. Anne hatte sich ein wenig verspätet, was ganz nützlich war, denn mein Knüppel hartes Beefsteak hätte mir kaum eine Chance auf aktiver Teilnahme an einer Unterhaltung gelassen. Sie hatte sich gut eingelebt in dem Hotel und netten Anschluss gefunden. Das



Nicht für die Schule,



*sondern für das Leben*



*lernen wir!*

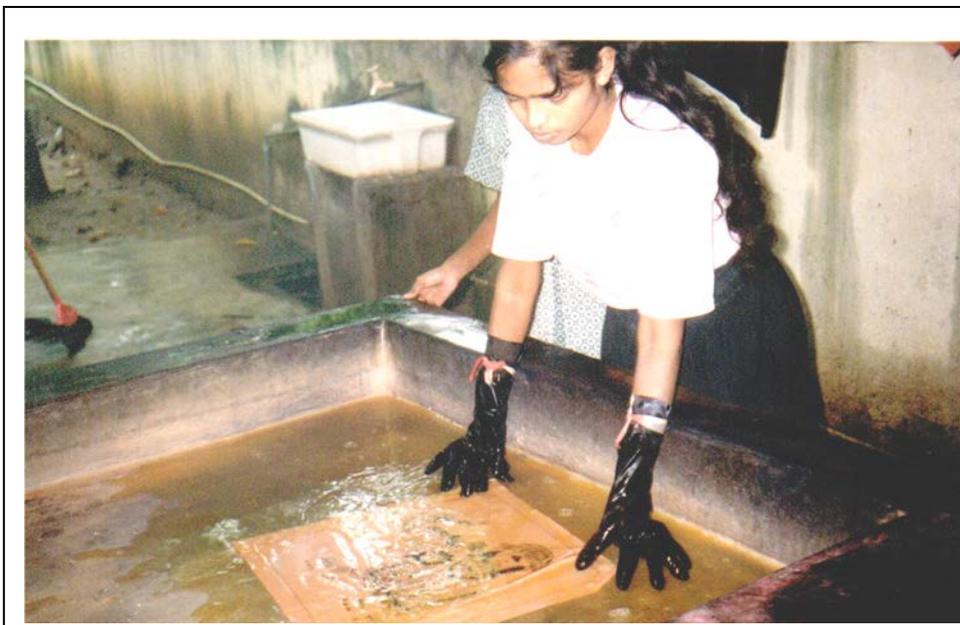




*In der Batikfabrik. Erst wird das Muster ausgesucht.*



*Dann wird  
heißes  
Wachs  
aufgetragen*



*Das erste Farbband*



*Der Wachs wird aufgetragen*

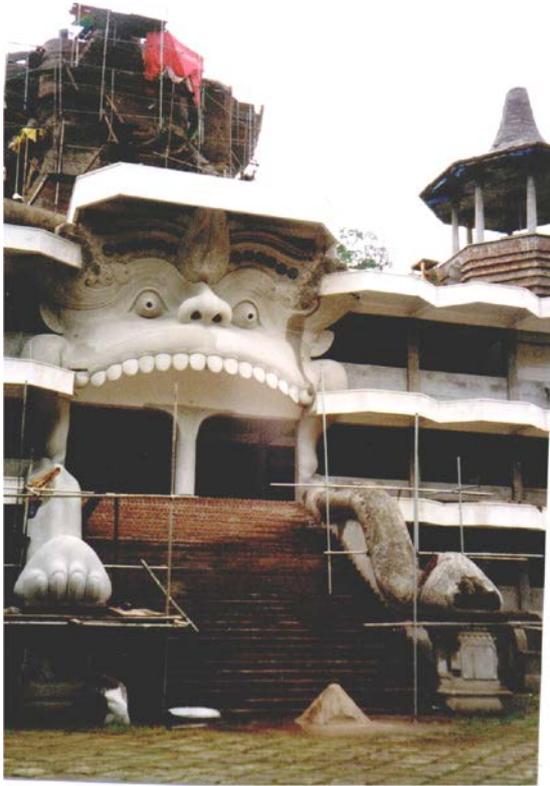


*Der Wachs wird zum Schluss wieder abgelöst.*

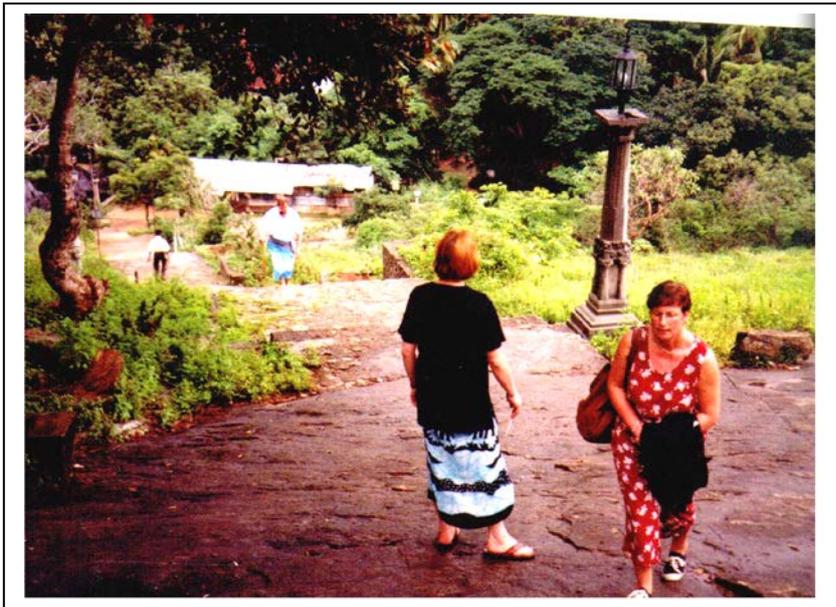
Einziges, was sie auf der einen Seite ein bisschen abstieß, auf der anderen Seite aber auch beruhigte, war die Tatsache, dass sie wohl in einem Treffpunkt für Schwule gelandet war. Die Herren wären sehr nett, nicht nur untereinander, sondern auch zu ihr, ohne dass sie irgendwelche Anmache zu befürchten gehabt hätte. Weiterhin hatte sie herausgefunden, dass Eltern ihre Jungen sich prostituieren ließen, und zwar ohne große Gewissensbisse. Es sei auch normal, dass die Jungen vor einer Bindung an Mädchen gleichgeschlechtliche Erfahrungen suchten -Beobachtungen, die wir in unserer als „Klein Rom“ bespöttelten Gegend nicht teilen konnten.

Wir wollten den letzten Tag faulenzten. Als ich noch im Schwimmbad war, fragte mich A. nach unseren Wünschen zum Frühstück. Ich beschloss, lieber länger zu schwimmen als stundenlang am Frühstückstisch zu verharren. Umso überraschter war ich, als Mechtild mich nach etwa einer halben Stunde aus dem Wasser rief. Nicht nur, dass wir das Frühstück zeitig bekamen, sogar alles auf einmal. Anscheinend waren die Burschen doch noch lernfähig. Den Rest des Tages verbrachten wir am Strand.

4.30 Uhr ging der Wecker. Noch schnell eine Tasse Tee, für deren Zubereitung S. und A. ebenfalls so früh aufgestanden waren. Nach einer herzlichen Verabschiedung, ich glaube sie mochten uns, hoffentlich nicht nur wegen gelegentlicher Trinkgelder, fuhr uns Chang zum Flughafen. Als Europäer konnten wir ungehindert an den umfangreichen Sicherheitskontrollen vorbei fahren. Ca. 2 ½ Stunden vor der offiziellen Abflugzeit kamen wir am Flughafen an, wo bereits ein Massenstrom von rückkehrwilligen Touristen vor der ersten



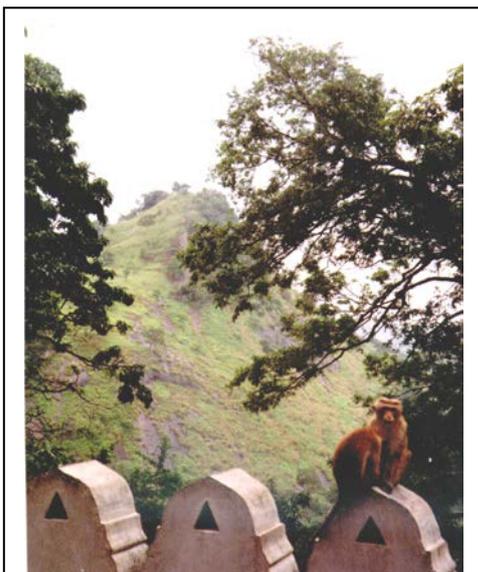
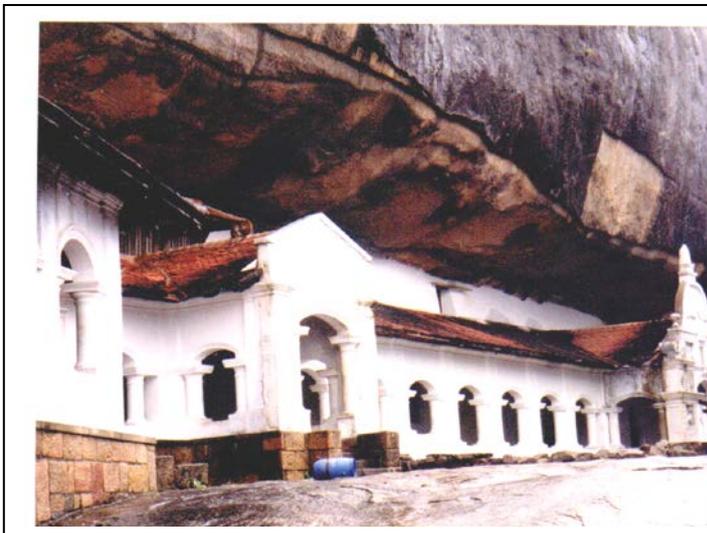
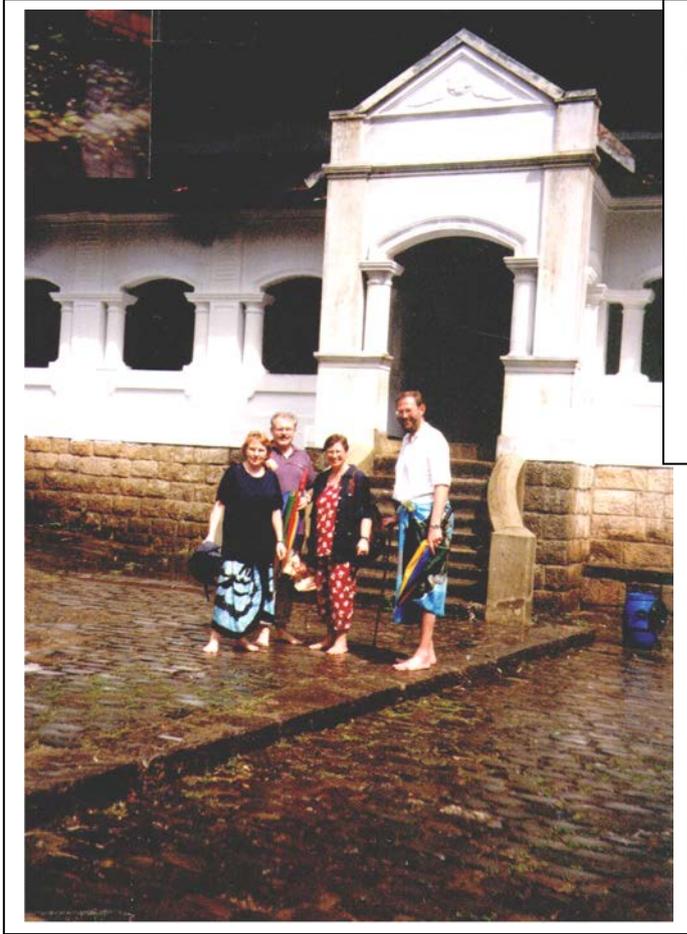
*Felstempel in Dembala*



*Der mühsame Aufstieg zum Sigirya-Egon in Beinkleider der Landestracht*

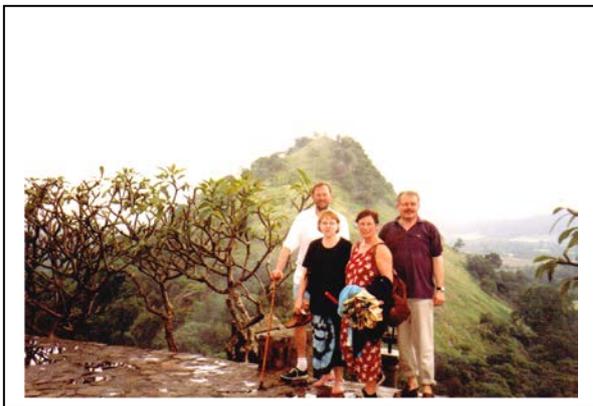


*Vor dem Eingang des Tempels*





*„Was heißt hier Spitze? Meint ihr etwa meine Ohren?“*



*Bei schönem Wetter: ein traumhafter Ausblick!*

*Der Zimt- oder Hollandkanal* →





*Sonnenuntergang am Pazifik*





Passkontrolle Schlange standen. Die anschließende manuelle Gepäckkontrolle verlief einigermaßen zügig, bald war auch der Schalter der "Gulf Air" gefunden, vor dem drei riesige Schlangen standen. Eine Zeitlang beobachtete ich das Einschecken, sah aber schnell, dass alles viel zu langsam lief. Alle Augenblicke sprang die für uns zuständige Hostess aufgeregt auf, lief zu einem der Kollegen, kehrte dann wieder zurück, diskutierte mit zwei jungen Männern, die sie offensichtlich aus irgendwelchen Gründen nicht einchecken wollte, schickte sie schließlich zu einer anderen Stelle. Das Spielchen wiederholte sich bei den nun folgenden zwei einheimischen Damen. Das konnte heiter werden. Als die nächsten dran waren, kamen die jungen Männer aufgeregt wieder. Die Dame entschuldigte sich und fertigte nun wieder die beiden Herren ab. Inzwischen waren auch die Damen wieder auf der Bildfläche aufgetaucht - The same procedure - Ich hatte zwischendurch mal auf die Uhr geschaut: Ca. 40 Minuten hatte das ganze Theater gedauert. Weil ich nicht mehr stehen konnte, setzte ich mich nun einfach auf die Waagefläche, weil inzwischen unsere Hostess ganz verschwunden war, um von einem Herrn abgelöst zu werden, der aber wohl erst noch in den Computer eingewiesen werden musste. Neben an saßen Herren von einer anderen Fluggesellschaft, die längst fertig waren. Nach einiger Zeit tauchte besagte Dame wieder auf und versuchte nun - immerhin saß ich in der ersten Reihe - die Herren zu überzeugen, dass sie ihren Schalter doch ihrer Gesellschaft zur Verfügung stellen sollten, sonst schafften sie es gar nicht. Nach einigem Widerstreben räumte er tatsächlich seinen Platz und schließlich, nach 2 ½ stündigem Warten waren wir an der Reihe. Es war nun 7.50 Uhr und um 8.15 Uhr sollte die Maschine starten, aber immer noch wurden die Schalter von Wartenden umlagert. Ich bat um einen Sitzplatz am Notausgang, wo man am besten die Beine ausstrecken kann, wurde mir auch zu meiner Überraschung anstandslos zugesichert. Zwar lautete die Sitzreihe nicht mehr 23 wie auf dem Hinflug in der Boeing 764, aber diesmal konnte ja ein anderer Flugzeugtyp auf uns warten, so dass mir die Sitzreihe 33 also wenig verriet. Nach einer weiteren Wartezeit von einer Stunde und dem Ausfüllen der Embarkment Card ließ man uns endlich herein. Natürlich hatte sie für mich keinen passenden Platz reserviert. Ich sprach also die Stewardess an und erklärte ihr, man habe mir einen Platz mit Beinfreiheit versprochen. Sie schaute zu mir auf, nickte verständnisvoll, wenn nicht gar mitleidig, und versprach, sich zu bemühen. Als alle Passagiere Platz genommen hatten, winkte sie uns

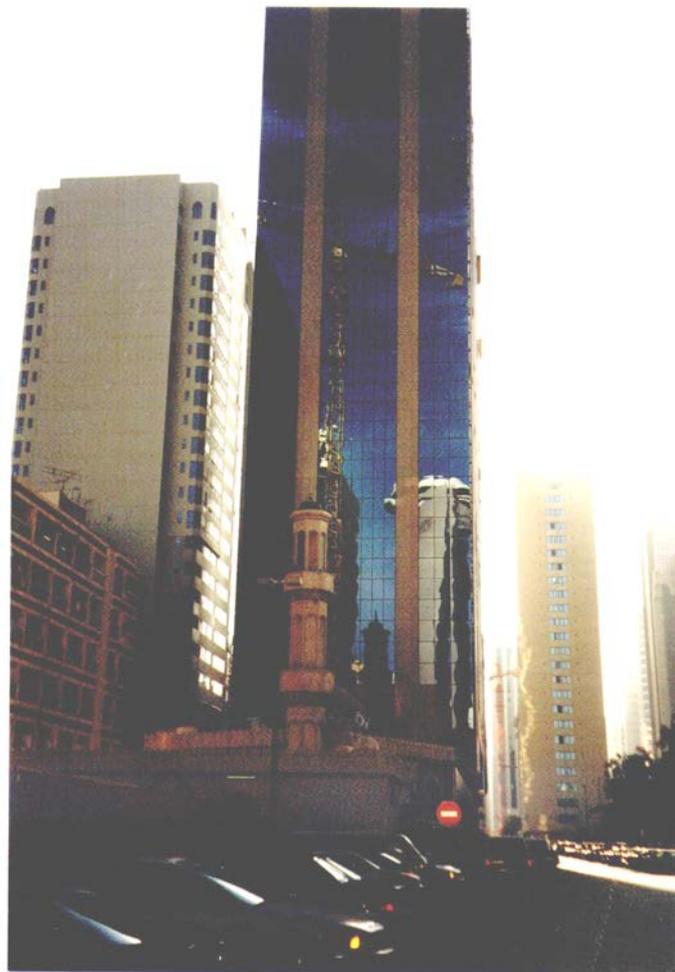
zu zwei freien Plätzen am Notausgang, zumindest erst einmal bis Abu Dhabi, wo wir einen längeren Aufenthalt haben sollten. K.s hatten inzwischen festgestellt, dass man sie nur bis Abu Dhabi eingecheckt hatte, nicht aber bis London. Das würden wir als Erstes zu klären haben.

Gegen 10.30 Uhr kamen wir in Abu Dhabi an. Es ist immer wieder ein Erlebnis, wenn man den pilzförmigen Innenbereich betritt. In der Mitte ragt kaskadenartig der Stil, bestehend aus sich nach oben hin vergrößernden Wabenmustern aus blauen und weißen Keramikfliesen, die ein wenig an ein Mosaik erinnern. Im Kellerbereich reiht sich ein Geschäft ans andere und eben so bunt ist die Zusammensetzung der Fluggäste, teilweise in ihren Kaftans oder Djeballas, die Frauen häufig noch in ihren Burkas verumumt bis zu den Augen. Als erstes reihten wir uns in die Schlangen vor dem Flugschalter der Gulf Air ein. Warum eigentlich standen hier immer die längsten Schlangen? Ich wollte nur sicherstellen, dass ich bei dem Flug nach London einen geeigneten Sitzplatz fände, aber kaum dass wir uns eingereiht hatten, hieß es, alle Passagiere nach London sollten einem schwarz gelockten Passagier folgen, wie wir richtig vermuteten, zum Flughafenhotel der Fluggesellschaft, wo wir die lange Wartezeit bis zu unserem Weiterflug nach London um 23.15 Uhr irgendwie überbrücken sollten. Eine riesige Menschentraube machte sich nun auf den Weg, während wir K.s vorerst zurücklassen mussten. Man würde ihnen sicher den Weg erklären. Nachdem wir die Zugangskontrollen passiert hatten, drängte sich alles vor der Rezeption. Schon jetzt stand für mich fest, dass nicht alle ein Zimmer bekommen würden. Die Dame am Empfang behielt jedoch die Ruhe, obwohl alle Augenblicke noch das Telefon bedient werden musste. Sie sammelte von allen die Pässe ein, verteilte die ersten Schlüssel an eine Gruppe aus Italien, die anderen wurden gebeten, erst in der Lounge Platz zu nehmen. Wir saßen unmittelbar ihr zu Füßen und konnten daher alles genau beobachten. Zunächst telefonierte sie wie wild nach freien Zimmern. Alle Augenblicke kam auch ein Gast, der wieder auscheckte. Wer aber nur den Hotelbereich verlassen wollte, um, sagen wir mal im Duty-Free-Bereich einzukaufen, der erhielt eine Art Zugangsberechtigung, nicht aber seinen Pass wieder. Wir hatten ihr erklärt, dass wir zwei



Doppelzimmer brauchten, eins für unsere Freunde und eins für uns. Da sie immer noch nicht da waren, konnte sie ohne deren Pässe aber auch noch keine Zimmer verteilen. Zwei allein Reisende wurden aus Platzgründen dazu verdonnert, ein Doppelzimmer zu nehmen, allerdings mit getrennten Betten, wie man ihnen versicherte. Ein Franzose als Sprecher einer vierköpfigen Gruppe wurde aufgerufen und gefragt, wohin er fliege, antwortete er: „Charles de Gaulle“, was die ansonsten perfekt Englisch sprechende junge





Dame aber nicht einordnen konnte, erst als er „Paris“ ergänzte, verstand sie, bat ihn aber, nochmal Platz zu nehmen. Inzwischen war eine Stunde vergangen, aber K.s waren immer noch nicht da. Ich bat daher Mechtild, ihren Pass wieder ansichzunehmen und mal nach dem Rechten zu schauen. Nach einer weiteren halben Stunde wurde ich nun selbst langsam unruhig, stellte mein Gepäck sicher ab, ließ mir meinen Pass geben, um selbst nachzuforschen. Wieder Körperkontrolle, wieder Ertönen des Signaltones, wenn ich durch den Metallrahmen schritt, wieder Auspacken meines T.E.N.S.-Gerätes und Erklärung, dass es sich um ein medizinisches Gerät handelte, woraufhin sich die düsteren Mienen des Beamten glätteten, wieder Passkontrolle, ich weiß nicht zum wievielten Male diese Prozedur sich nun wiederholte. Am Flugschalter angelangt, sah ich Mechtild auf

einer Bank sitzen, während K.s immer noch am Schalter mit einer Angestellten diskutierten. Zwar war noch eine zweite Kraft da, aber weiterhin standen die Leute Schlange und wurden langsam ungeduldig. Ich kam gerade rechtzeitig hinzu, um zu erfahren, worin die eigentliche Schwierigkeit lag. Man hatte K.s in Colombo auf einen Flug mit der Nummer 900 eingecheckt, aber einen solchen Flug gab es gar nicht, richtig wäre - Nomen est Omen - 007 gewesen. Da aber die meisten Maschinen hoffnungslos überbucht waren, wurde es kompliziert. Schließlich vertröstete man sie damit, dass sie eine Maschine direkt nach F.furt über Rom nehmen konnten, die allerdings erst zwei Stunden später als unsere abfliegen sollte, dafür aber zwei Stunden früher in F.furt war als wir, die wir Zwischenaufenthalte in Bahrain und London haben würden. Warum man uns nicht gleich damals diesen Flug angeboten hatte, weiß der Teufel. Leider könnten wir nicht mit der gleichen Maschine fliegen, überbucht usw. K.s sollten nun in einem Hotel außerhalb des Flughafens, also direkt in der Stadt Abu Dhabi untergebracht werden. Diesmal bestanden wir aber darauf, dass auch wir dorthin gebracht wurden. Also zurück zum Flughafenhotel, Check-Ein-Prozedur, Gepäck abholen, Check-Aus-Prozedur und Suche nach dem Einwanderungsschalter, nein Stop nicht für U.A.E.-Angehörige (Vereinigte Arabische Emirate), sondern für „Other nationalities“. Hier erwartete uns schon eine weitere junge Dame der Fluggesellschaft, die unsere Pässe einsammelte. Wir erhielten ein Tagesvisum und durften den Flughafenbereich nach den üblichen Checks verlassen, wo wir in einer Art Vorhalle wieder unsere Franzosen trafen und wohl noch ca. 15 andere Gäste, die jetzt zusammen mit uns auf einen angekündigten Bus warteten. Als der nun endlich eintraf, hatten wir zum Glück schon draußen gewartet und erhielten auf diese Art und Weise noch einen Sitzplatz, während sich der Rest auf Notsitzen quälte. Neben mir saß ein Franzose. Ich hatte an der Rezeption unvorsichtigerweise einige Bemerkungen auf Französisch gemacht, das wurde mir nun zum Verhängnis, denn mein Sitznachbar verwickelte mich nun unbarmherzig in eine Unterhaltung auf Französisch, obwohl der Bursche ganz passabel Englisch sprach. Ich versuchte aber mitzuspielen und stotterte etwas herum, und wenn es gar nicht mehr ging, wick ich ins Englische aus. War ganz lustig und die Franzosen schienen es zu amüsieren.

Als wir nun im Bus saßen, hatte ich Zeit, die grüne Idylle um uns herum zu genießen. Überall Palmen, aber diesmal die kürzeren Dattelpalmen in den Gras bewachsenen Anlagen, aus denen von Zeit zu Zeit die Stützen der künstlichen Bewässerungsanlage schauten. Eine Blumenpracht verwöhnte das Auge. Um die Palmen waren Metallmanschetten angebracht, in die man die unterschiedlichsten Sommerblumen eingepflanzt hatte. An den Straßenrändern wuchsen kniehohes Targetes. Vorbei fuhren wir an Traumvillen in maurischem Stil mit schmiedeeisernen Toren und Zäunen. Wenn man bedenkt, dass all dies vor ca. 30 Jahren noch öde Wüste war und dann zu Beginn des Ölbooms wie auf dem Reißbrett aus dem Boden gestampft wurde, und heute fährt hier ein Traumauto nach dem anderen, nur Nobelmarken von Mercedes 500 an aufwärts oder BMW 720 oder amerikanische Straßenkreuzer wie Lincoln, am Lenkrad ein Araber in weißer Djeballa . Je mehr wir uns der eigentlichen Stadt auf der achtspurigen Autobahn näherten, desto deutlicher wurde die Skyline von Hochhäusern, die schon von ferne an der blauen Wärme isolierenden Glasfront zu erkennen waren, Banken, Versicherungen und Investmentgesellschaften. Einen Teil der Businessassen verließ uns an einem Hotel, während wir zu dem unsrigen mitten in der Stadt gefahren wurden, Residence Park Hotel. Helmut bestellte Doppelzimmer und wir mussten beide auf einer Zimmerkarte unterschreiben, was ich auch ganz in Gedanken tat. Dann erkundigte ich mich nach unserem Doppelzimmer, als ich schon den Franzosen laut lachen hörte. Der Portier war wohl im Glauben gewesen, dass Helmut und ich ein Zimmer und die Damen das andere haben wollten. Dabei hatte kein Gesichtsmuskel so etwas wie Erstaunen verraten, eine Tatsache, die ich bald zu verstehen lernen würde. Wir bezogen unsere Zimmer, die hervorragend ausgestattet waren und von einer Klimaanlage kühl gehalten wurden. Wir wuschen uns kurz, bevor wir uns wieder unten zum Lunch trafen, das, wie alles hier, auf Kosten der Gulf Air ging. Man hatte recht schnell eine Art kalt-warmes Büffet hergezaubert mit Salaten, Früchten, Reis und verschiedenen Fleischsorten, und, sehr zur Freude Hel-

muts, Wackelpeter, dessen giftgrüne Farbe in erschreckender Weise an Bayer Leverkusen erinnerte. Natürlich gehörte dazu ein türkischer Mokka. Die Vorfreude nach der langen kaffeelosen Zeit war beträchtlich. Umso enttäuscht waren wir, als der Mokka serviert wurde. Er schmeckte gotterbärmlich, was wohl auf den Umstand zurückzuführen war, dass ihm eine gehörige Portion Kardamom untergemischt worden war. Immerhin mundete das dazu gestellte Glas eiskalten Wassers. Da immer noch Ramadan war, und ein Schild an der Rezeption wies eindeutig darauf hin, war kein Alkohol zu bekommen. Die strengen Regeln in diesem Staat, dessen Gesetze auf der Scharia, dem islamischen Gesetzbuch, fußen, verboten Alkohol und die Einnahme jeglicher Nahrung, auch Getränke, zwischen morgens 6 Uhr und nachts 0.30 Uhr. Auch sind den strengen Moslems in dieser Zeit das Rauchen und sexuelle Handlungen verboten. Zumindest was das Rauchen anbelangt konnten wir uns später davon überzeugen, dass sich nicht unbedingt jeder daran hielt, aber es rauchten schon auffällig wenige.

Nach dem Lunch hielt uns die Neugier nicht mehr im Hotel, sodass wir uns erst auf eine Entdeckungstour durch die Schluchten der Hochhäuser, auch Straßen genannt, begaben. Überall westliche Gastronomieketten wie Pizzahut oder McDonalds. Obwohl es Samstagmittag war, hatten die Geschäfte geöffnet, wenn auch der Zeit des Ramadan angepasst, d.h. mit einer ausgedehnten Mittagspause, die von der Hitze her wohl nicht erforderlich gewesen wäre. Immerhin hatten wir hier Winter mit Temperaturen von ungefähr 20° C. Ab und zu ragte winzig klein vor dem Hintergrund der Stahlbeton-Riesen eine geradezu zierlich wirkende Moschee mit Lautsprechern hervor, die möglicherweise noch aus der Zeit vor den Gründerjahren stammen mochte. Am pompösen Hilton vorbei schlenderten wir Richtung Meer, eine waghalsige Überquerung auf dem Zebrastreifen der Uferstraße und schon befanden wir uns in dem quirligen Pulsieren der Uferpromenade. Was uns zunächst auffiel war die Tatsache, dass uns fast nur Männer begegneten, häufig Händchen haltend. Unsere Frauen, zumal Mechtild mit ihrer kurzen Hose, wurden eher argwöhnisch beäugt. Instinktiv ergriff ich Helmut's Hand aus Angst hier unangenehm aufzufallen, aber selbst meine Treueschwüre und das Versprechen auf ein Zusammenleben mit ihm in meinem zweiten Leben ließen ihn eher zögerlich reagieren. Auch wäre ich mir nicht sicher gewesen, ob das die besagten Herren nicht eher als verspottende Provokation empfunden hätten. Die ausdrucksstarken schwarzen Augen in den schwarzlockigen Gesichtern ließen keinen Zweifel daran, was hier so alles passieren könnte. Von der Mole aus sah man in glasklares, nur wenige Meter tiefes Hafenwasser. Einige versuchten ihr Glück beim Fischen, andere scherzten miteinander, man verabschiedete sich per Kuss, wohl gemerkt, nur Männer in Kaftans, ab und zu mit Turban, überwiegend pakistanische Gastarbeiter, denn ein Einheimischer arbeitete hier nicht, sondern ließ arbeiten. Szenen spielten sich ab wie aus „Märchen aus Tausend und einer Nacht“. Ein Menschaufmarsch vor uns nahm unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier hatte sich ein Kreis von jungen Männern gebildet, die an den Armen verschränkt einen Tanz aufführten unter großem Beifall und Gejohle der Umstehenden. Geradezu als Kontrapunkt dazu jetzt der uns entgegen kommende Araber mit seiner Frau an der Seite und seinem Mädchen auf dem Arm. Etwas weiter bestiegen wir über breite Steintreppen eine Art Aussichtsturm, auf der ein Mann im Kaftan die jungen Burschen zurückpiff, wenn sie sich auf dem Rasen lagerten.

Auf dem Rückweg kamen wir an Lokalen vorbei, die häufig wie Fast-Food-Ketten aussahen. Von außen konnten wir beobachten, wie drinnen ein ganzer Hummer verspeist wurde. Dann passierten wir das Krankenhaus, das einige Etagen eines Wolkenkratzers beanspruchte, während sich unten zum Beispiel ein Kiosk und ein Geschäft befanden. Sybille musste dort noch hinein, aber ich war des Laufens müde und so zogen wir uns ins Hotel zurück, wo erst einmal eine Dusche vonnöten war. Abends gab es das gleiche Büffet wie mittags, nur anderen Nachtisch. Wir beobachteten einen jungen Scheich, der am Fenster saß und die Straße rauchend bei einem Kaffee beobachtete. Vor ihm lag ein Handy, das sich alle paar Minuten meldete, oder er rief umgekehrt jemanden an, oder kaufte und verkaufte er Aktien? Ich weiß es nicht. Plötzlich schreckte uns das Martinshorn aus unseren Gedanken. Ein Europäer war bei dem verzweifelten Versuch die Stra-

ße zu überqueren von einem Taxi erfasst worden, schien sich aber nur leicht verletzt zu haben.

Um 21.30 Uhr fuhr der hoteleigene Bus vor, um uns auf der von kilometerlangen Lichterketten geschmückten Autobahn zum Flughafen zu bringen. In der Maschine versuchte ich wieder mein Glück bei der Stewardess. Kurz vor dem Start winkte sie uns zu der ersten Bank vor dem Servicebereich, wo die Beinfreiheit etwas größer ist, sagte aber gleich dabei, dass ab dem nächsten Flughafen in Bahrain die Crew ausgetauscht würde und ich dann neu verhandeln musste. In Bahrain saßen wir erst eine ganze Zeit noch auf diesen Plätzen. Fast hatten wir schon die Hoffnung, dass nicht viele Passagiere einsteigen würden, als Sicherheitsbeamte erschienen und sich von verschiedenen jungen Männern immer wieder die Pässe zeigen ließen. Vorher war uns schon aufgefallen, dass die Stewardessen immer wieder die Plätze durchzählten. Offenbar suchten sie jemanden. Ich meldete mich und wies darauf hin, dass wir die Plätze getauscht hätten, aber das war wohl nicht der Grund zu ihrer Beunruhigung. Leider mussten wir später, als die Passagiere dann doch noch eingelassen wurden, zurück auf unsere alten Plätze, weil ein Araber mit seinen beiden Frauen dort Platz genommen hatte und mir Verhandlungen mit ihm zwecklos erschienen.

Es wurde eine anstrengende Nacht, in der ich nicht wusste, wo ich meine Beine lassen sollte. Als das Nachtessen serviert wurde, machte ich der Stewardess klar, dass ich das am Vordersitz befestigte Tablett gar nicht herunter klappen konnte, weil es dann schräg auf meinen Knien lag. Als sich meine Vorderfrau dann mit ihrem Sitz in Schlafposition fallen lassen wollte, schrie ich vor Schmerzen auf und bat sie, wieder ein bisschen nach vorne zu rücken, was sie dann auch dankenswerter Weise tat. Ein paar Mal wurden die Uhren wieder zurück gestellt und endlich flogen wir schon wieder an F.furt vorbei Richtung London. Zum Glück hatte die Maschine die Verspätung aufgeholt, sodass wir mit nur zwanzig Minuten Verspätung in Heathrow landeten. Immerhin mussten wir hier erst komplett auschecken und dann wieder bei British Midland einchecken, und das in rund 1 ½ Std. Zeit, was mir aufgrund meiner orientalischen Erfahrungen ein Unding zu sein schien, aber wider Erwarten wurden unsere Koffer bevorzugt abgefertigt. Zum Glück hatte ich mich zwischenzeitlich erkundigt, wo die Schalter der britischen Fluggesellschaft waren. Auf eigene Faust hätten wir die nie finden können, denn nun begann eine kilometerlange Odyssee durch Heathrow zum Schalter hin. Dort angekommen fanden wir derer gleich drei, die frei waren; ich traute meinen Augen nicht. Der Check-In verlief schnell und problemlos. Die gute Frau wollte einzig und allein wissen, ob uns unterwegs jemand gebeten hätte, ein Paket mitzunehmen. Wir konnten sie und uns beruhigen und stracks zur Sicherheitskontrolle eilen, wo ich eine neue Überraschung erlebte. Zum ersten Male wurde mein Handstock misstrauisch inspiziert. Nach meinen bisherigen Erfahrungen war er noch nie beachtet worden. Tip für Terroristen: Einen mit einer Waffe gefüllten Handstock und ein zum Sprengsatz umgebautes T.E.N.S.-Gerät mit sich führen, das perfekte Attentat.

Der Rückflug erwies sich in jeder Hinsicht als problemlos. Erstens war die Maschine nicht voll, zweitens waren auch die Abstände zwischen den einzelnen Sitzen großzügiger bemessen und drittens war das inzwischen dritte Frühstück ganz passabel. Nach 28 Stunden Reisezeit, davon alleine mehr als 8 Stunden nur für Check-In und Check-Out hatte uns das frostige Deutschland wieder und ich sehnte mich so richtig nach Grünkohl mit Mettwurst.